

Ott

646/25

OH 646/25

495

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. Offensein der Bibliothek. Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. Lesepreis. Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. Caution. Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. Abonnement. Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

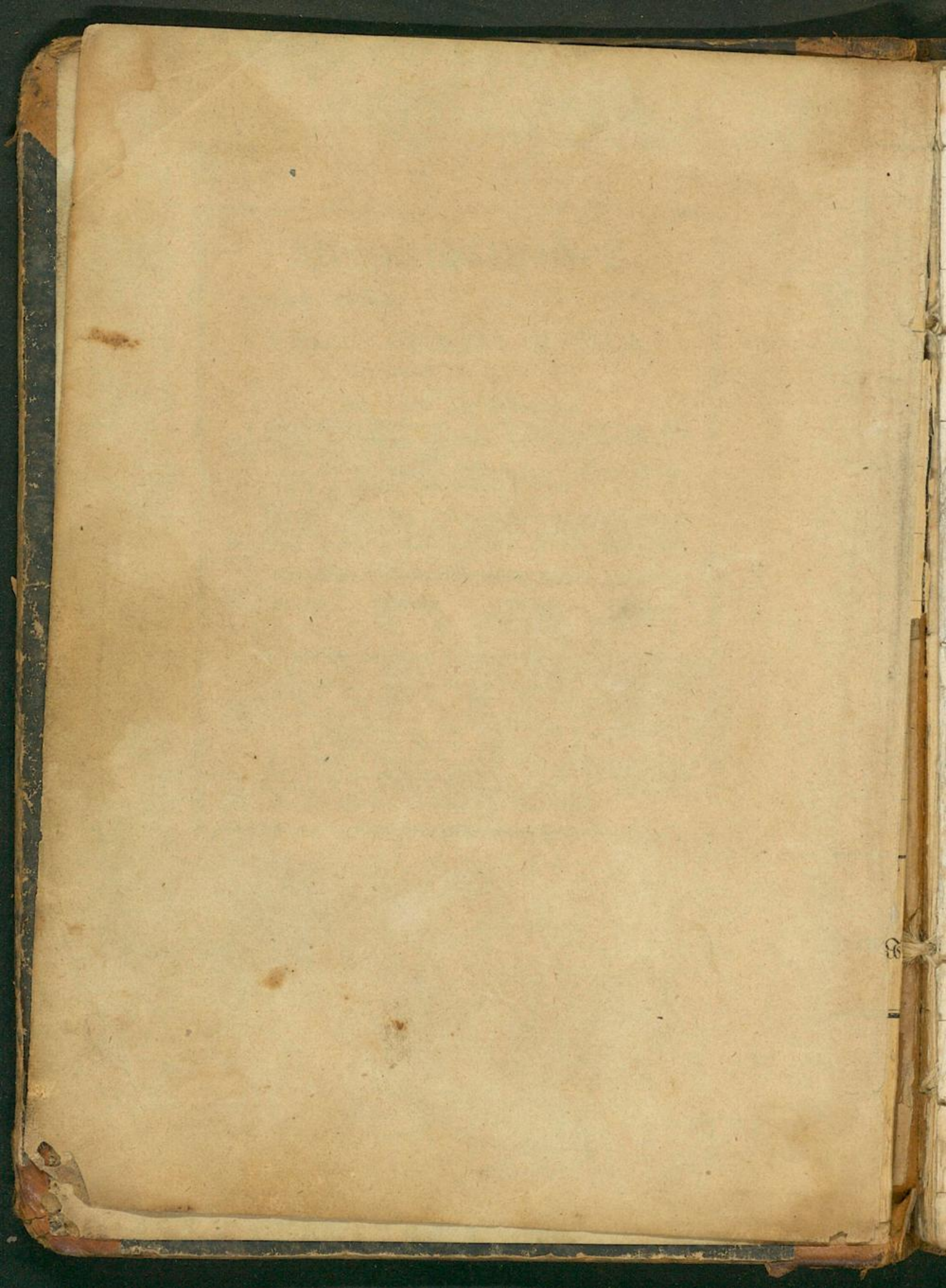
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. Auswärtige Abonnenten haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. Schadenersatz. Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. Ausleihezeit. Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

4957



Friedrich der Große
und sein Hof.



Reich der Erde

und sein Reich

Friedrich der Große und sein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Fünfte Auflage.

Erster Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Sanft.



Druck von Trömmner & Dietrich (früher Gotop) in Cassel.

Mylord Herzog!

Sr. Herzoglichen Gnaden

dem

Herrn Herzog von Argyll,

Lordkanzler der Universität von Glasgow,
Pair von Großbritannien.

Berlin, den 2. Mai 1835.

Der Gesellschaften

von

Lehrern und Schülern

Veranstaltung der Universität von Göttingen
für den Herbst 1811

Mylord Herzog!

Ew. Gnaden haben mir in so huldvollen Worten gesagt, „daß es Ihnen Vergnügen machen würde, die Zueignung dieses Werkes anzunehmen“! Von dieser gnädigen Erlaubniß Gebrauch machend, setze ich heute Ihren erlauchten Namen diesem Werk über Friedrich den Großen vor.

England war, als das ganze übrige Europa wider ihn in Feindschaft stand, des großen Königs einziger und wahrhaft getreuer Bundesgenosse. Mit Hülfe Englands siegte Friedrich, den der edle William Pitt als „the truly great and wonderful man“ bezeichnete, damals über alle seine Feinde. Einem englischen Fürsten eigne ich dies Werk daher zu; ich stelle es für England, das beneidete Schwesterland Germania's, unter Ew. Gnaden Schutz, unter den Schutz des großsinnigen, auf den Höhen des englischen Staatslebens mit den Gaben des Genius geschmückten und alle Schöpfungen der Wissenschaft und der Musen fördernden Herzogs von Argyll!

Berlin, den 6. Mai 1855.

Clara Mundt.

L. Mühlbach.

Wiederholungsfragen!

Der Götter haben mir in so kalten Worten gesagt:
"Laß es ihnen vergangen machen, die Bäume sind
überall anzuheben!" Von dieser gütigen Götter-
macht macht, daß ich keine ihrer erlauchten Pläne nicht
Wort über Wörtchen den Göttern vor.

Götter war, als das ganze übrige Europa nicht in
Heinrichs Hand, des großen Königs einiger und höchst
gütiger Barmherzigkeit. Mit Hilfe Götters habe ich
den der erste Wille sein als "the truly great and wonderful
man" bezeichnet, damals aber alle seine Feinde. Götter
sich zu führen, ich bin der Welt zu; ich habe es
Götter, das bewiesene Schwert und Götter, unter
der Götter Hand, unter den Götter des Götters, der
den Götter des Götters mit den Götter des
Götters geschmückt und alle Götter der Götter und
der Götter fürchten Götter von Götter!

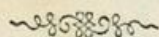
Berlin, den 6. Mai 1855.

Wiederholungsfragen!

E. Götter.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die Königin Sophie Dorothea	1
II. Friedrich Wilhelm I.	8
III. Das Tabackscollegium	14
IV. Spanische Lustschlösser	24
V. Vater und Sohn.	30
VI. Im weißen Saale	39
VII. Das Hoffräulein und der Gärtner.	47
VIII. Der Diplomat von Mantouffel	53
IX. Der Kronprinz Friedrich	65
X. Der Kronprinz und der Jude	75
XI. Die Kronprinzessin Elisabeth Christine	86
XII. Das Gedicht	94
XIII. Das Banquet	102
XIV. Le roi est mort. Vive le roi!	117
XV. Wir sind König	127
XVI. Der Tag der Ungnade und der Gnade	138



Inhaltsverzeichnis

I.	Die Königin Sophie Charlotte	1
II.	Friedrich Wilhelm I.	8
III.	Das Labordruckzeug	11
IV.	Spanische Kunstblätter	22
V.	Fater und Sohn	30
VI.	Im weißen Saal	35
VII.	Das Festmahl und der Götter	41
VIII.	Der Triumph von Platanus	48
IX.	Der Krenierung Christi	55
X.	Der Krenierung und der Jüde	62
XI.	Die Krenierung Christi	68
XII.	Das Gedicht	75
XIII.	Das Wandbild	82
XIV.	Es ist ein Wort	89
XV.	Der heilige König	96
XVI.	Der Tag der Hagade und der Götter	103

I. Die Königin Sophie Dorothea.

Die Säle strahlten wieder im Glanz der Lichter, die Lakaien liefen hin und her, und ordneten hier und dort die Sessel und Tabourets; der Hofgärtner warf einen letzten prüfenden Blick auf diese Blumengruppen, welche er in den Sälen aufgestellt, und in der Bildergallerie ordnete der Haushofmeister die Tafel, welche die Gäste der Königin heute mit reicheren Genüssen als sonst beglücken sollte.

Alles hatte heute ein glänzenderes, üppigeres und köstlicheres Ansehen, als dies sonst im Königsschlosse zu Berlin der Fall zu sein pflegte, alle Gesichter waren vergnügter, unbefangener wie gewöhnlich, die Lakaien selber lächelten und waren guter Dinge, denn sie wußten, daß sie heute einen Abend ohne Schläge und Fußtritte, ohne grim-mige Scheltworte und zitternde Angst zu erwarten hatten, da der König nicht bei diesem Feste erscheinen konnte, das er seiner Gemahlin aufgetragen dem Hofe und dem Adel zu geben.

Der König war krank! Das Podagra fesselte ihn an seinen Rollstuhl und seine Zimmer, und in schlaflosen Nächten war in dem Herrscher Preußens eine dumpfe Ahnung aufgestiegen, daß es bald zu Ende sein mögte mit der Herrschaft Friedrich Wilhelms des Ersten, daß die Pforten des königlichen Erbbegräbnisses sich bald öffnen mögten, um eine neue königliche Leiche aufzunehmen, daß bald ein neuer König den preussischen Thron besteigen mögte.

Dieser letzte Gedanke erfüllte das Herz des Königs mit Zorn und Bitterkeit. Friedrich Wilhelm wollte nicht sterben, damit nicht

sein Sohn Friedrich König würde. Damit nicht dieser schwache, tändelnde Jüngling, welcher in Rheinsberg schwärmte mit den Poeten und Musikern, und Blumen säete und Melonen zog, damit nicht Er die Stelle einnehmen sollte, welche Friedrich Wilhelm der Erste so lange Zeit mit so viel Glück und Erfolg ausgefüllt hatte! Was sollte Preußen mit diesem empfindsamen Knaben Friedrich, mit diesem Modehelden, der wie ein französischer Stutzer sich kleidete, mit diesem Weichling, dem das sybaritische Leben in seinem romantisch gelegenen Schlosse lieber war als das Feldlager und die Wachtparade, der die Töne seiner Flöte schöner fand als die Trompeten und den Trommelwirbel, der behauptete, daß es nicht bloß Könige von Gottes Gnaden, sondern auch Könige von Gottes Geist gäbe, und daß Voltaire so gut ein König sei und ein größerer vielleicht, als alle Könige, welche der Papst gesalbt! — Was sollte Preußen mit einem solchen König?

Nein, Friedrich Wilhelm wollte nicht sterben, damit nicht Friedrich König würde in Preußen, damit er nicht zerstöre, was sein Vater aufgebaut, damit Preußen nicht zerfalle unter den schwachen Händen des schwärmerischen Poeten!

Niemand sollte daher ahnen, daß Friedrich Wilhelm krank sei, Niemand sollte glauben, daß ihn noch andere Schmerzen plagten als das Podagra und die Gicht. Das waren so unschuldige, ungefährliche Schmerzen. Man kann achtzig Jahre alt werden beim Podagra und die Gicht ist wie eine treue Frau, welche mit uns lebt und alt wird, und mit der man seine goldene Hochzeit feiern kann.

Der König gestand daher ein, daß die Gicht ihn einmal wieder in ihre zärtlichen Umarmungen geschmiegt, aber das Volk und der Kronprinz sollten nicht hoffen, daß dieses Leiden die Tage des Königs bedrohe. Deshalb eben mußte Sophie Dorothea ein Fest geben, deshalb sollte der Hof und der Adel sehen, daß die Königin und ihre Töchter heiter sein und lächeln könnten, und daß also keine Gefahr für den König zu fürchten sei.

In der That, die Königin fühlte sich heute wirklich heiter, denn sie fühlte sich frei! Es war ihr, als ob die Kette, welche sie fesselte, einen Moment von ihr abgesunken, als ob die Last, welche ihren

Nacken beugte, von ihr gewälzt sei! Ja, sie durfte heute einmal stolz und frei ihr Haupt erheben, wie eine Königin, sie konnte sich schmücken, wie es einer Königin geziemt! Weg für heute also mit den dunklen Gewändern und der schmucklosen Coiffüre! Den König fesselt die Gicht an seinen Lehnstuhl, die Königin darf es daher schon einmal wagen, eine glänzende, wahrhaft königliche Toilette zu machen.

Mit einem Lächeln stolzer Befriedigung legte sie das silberdurchwirkte Seidengewand an, das sie heimlich für diesen Abend sich aus ihrer Vaterstadt Hannover hatte kommen lassen, und ihre Augen blitzten vor Freude, als sie endlich die silberbeschlagene große Cassette öffnen und ihre Brillanten, welche seit manchem Jahrzehend das Tageslicht nicht gesehen, aus ihrer Gefangenschaft für einige Stunden befreien konnte.

Mit freudigem Lächeln verweilten ihre Blicke auf den funkelnden Steinen, welche wie vom Himmel herniedergefallene Sterne flammten und leuchteten und ihr Herz höher klopfen machten vor Entzücken. Denn eine Königin bleibt immer doch ein Weib, und Sophie Dorothea hatte so oft und so viel von den Leiden und den Schmerzen eines Weibes erfahren und erlitten, daß sie sich sehnte, auch einmal wieder das stolze Glück einer Königin zu empfinden.

Sie legte daher heute ihren ganzen Brillantschmuck an, sie befestigte selbst das strahlende Diadem auf ihrer Stirn, sie legte um Hals und Arme die prächtigsten Spangen und schmückte ihre Ohren mit den langen Gehängen, welche mit ihrer colossalen Schönheit ihre Ohren erglühn und schmerzen machten.

Dann trat sie, mit lächelnder Befriedigung die staunenden Ausrufungen ihrer Kammerfrauen anhörnd, zu dem großen, venetianischen Spiegel und musterte ihre Toilette. Ja, Sophie Dorothea konnte heute zufrieden sein. Das war in der That eine königliche Toilette! Millionen Thaler, welche ihre Tage in zinsloser Ruhe verpraßten, und die müßig und verachtungsvoll den schweißgebadeten Menschen zuschauen durften, welche sich abmühten um ihre arme, kummervolle, bedrückte Existenz.

Sophie Dorothea dachte nicht daran, sie schauete nur sinnend

in den Spiegel und dachte an vergangene Tage, an begrabene Hoffnungen und verwehete Träume! Diese Brillanten hatte ihr erhabener Vater ihr gegeben, als sie mit Friedrich Wilhelm sich verlobte; dieses Diadem hatte ihre Stirne geschmückt, als sie sich ihm vermählte.

Das Collier hatte ihr Bruder ihr gesandt, als sie das erste Kind geboren, dieses Bracelet hatte ihr Gemahl um ihren Arm gelegt, als endlich nach langem Harren, Beten und Wünschen der Kronprinz Friedrich geboren ward. Jedes Einzelne dieses Schmuckes war eine stolze Erinnerung an ihre Vergangenheit, ein Stern aus ihrer Jugendzeit! — Ach, die Brillanten hatten sich ihr Schimmern und Leuchten bewahrt, sie waren immer noch Sterne und bligten immer noch, wie damals so hell, aber alles andere war geschwunden und gestorben, ihre Jugend und ihre Träume, ihre Hoffnungen und ihre Liebe! Sophie Dorothea hatte zu oft gezittert vor ihrem Gemahl, als daß sie ihn noch hätte lieben können. Bei ihr hatte nicht die Liebe die Furcht ausgetrieben, sondern die Liebe war von der Furcht ausgetrieben worden und sie konnte den Gemahl nicht lieben, der für sie und ihre Kinder immer nur der Tyrann und der Despot gewesen, der immer ihren Willen gebrochen, ihre Hoffnungen geknickt, der nicht bloß in ihr die Königin und das Weib, sondern auch die Mutter tödtlich getroffen hatte. Als sie auf das funkelnde Armband blickte, das so alt wie ihr Lieblingskind, wie der Sohn Friedrich war, da gedachte sie seufzend, wie wenig sein Leben diesem Glanz und dieser Herrlichkeit der Steine geglichen, wie dunkel und trübe seine Jugend gewesen, wie farblos und thränenreich. Sie küßte das Bracelet und sandte dem Sohn ihre Grüße, als sich plötzlich die Thür öffnete und die beiden Prinzessinnen Ulrike und Amalie zu ihr eintraten.

Die Königin wandte sich zu ihnen und der wehmüthige Ausdruck schwand schnell aus ihren Zügen, als sie ihre Blicke auf die schönen und lieblichen Gesichter ihrer Töchter heftete, die im reizenden und geschmackvollen Ballanzug sich ihr präsentirten.

Ach, wie prächtig Sie aussehen, gnädigste Mama! rief die siebenjährige Prinzessin Amalie, indem sie die hohe und edle Gestalt der Königin umhüpfte, und mit kindlicher Lebhaftigkeit sich der fun-

kelnden Brillanten freute. Der Himmel mit all seinen Sternen hat sich auf Sie herniedergehenkt und Ihr Antlitz strahlt daraus hervor wie die schönste Sonne.

Schmeichlerin! sagte die Königin lächelnd. Wenn Dein Vater Dich hörte, würde er zürnen, denn wie willst Du ihn bezeichnen, wenn Du mich schon die Sonne nennst?

Nun, er ist Phöbos, welcher die Sonne lenkt und mit seinen goldstrahlenden Rossen ihr ihre Bahnen bezeichnet!

Du hast Recht! seufzte die Königin. Er schreibt ihr seine Bahnen vor und was Er will, das muß sie thun. Arme Sonne, arme Königin, welche nicht einmal das Recht hat, ihre Strahlen zu senden, wohin sie will!

Welche sich indessen doch das Recht nimmt, gnädigste Mama, rief Amalie lachend, indem sie auf das funkelnde Diadem von Brillanten deutete. Denn ich vermuthe sehr, daß unser gnädigster König und Vater gerade nicht befohlen hat, daß Ihre Majestät in so glänzender Pracht erscheine!

Ob er's befohlen hat! rief die Königin erhebend. Er würde in rasenden Zorn gerathen, wenn er mich sehen könnte, denn Ihr wißt wohl, wie sehr er das eitle Gepränge und den Putz verachtet!

Er würde sogleich überlegen, daß sich mindestens eine ganze Straße von diesem Diadem hauen ließe, daß man wenigstens zehn Riesen für die Garde für dieses Collier kaufen könnte, sagte Amalie, und indem sie sich an ihre Schwester wandte, welche schweigend in die Fensternische sich zurückgezogen, fuhr sie fort: und Du, Ulrike, Du sagst gar nichts? Hat Dich der Glanz Ihrer Majestät ganz und gar verblendet und der Sprache beraubt, oder denkst Du daran, wen Du heute Abend zum Tanze auffordern willst?

Nicht doch, sagte Prinzess Ulrike ernst, ich dachte darüber nach, daß, wenn ich einst Königin sein würde, ich es meinem Gemahl zur Bedingung machen würde, daß er mir vollkommen freie Wahl über meine Toilette lassen müsse und mir niemals wehren dürfe, Brillanten zu tragen. Denn, wenn ich Königin bin, will ich alle Tage Brillan-

ten tragen! Es ist ein wahrhaft königlicher Schmuck, und niemals war unsere allergnädigste Mama mehr Königin, als eben heute!

Da hören Sie diese stolze, siegesgewisse Prinzessin, welche davon spricht, Königin zu werden, wie von einer Sache, die sich ganz von selbst versteht und an der gar nicht zu zweifeln ist! rief Amalie lachend. Weißt Du denn, ob der König, unser Vater, Dich dazu bestimmt hat? Ach, vielleicht hat er Dir auch schon irgend einen kleinen Markgrafen oder einen unbekannten, appanagirten Prinzen ausgesucht, wie unserer armen Schwester von Baireuth!

Ich würde einem Solchen meine Hand nicht geben! rief Prinzess Ulrike heftig.

Du würdest es thun müssen, wenn Dein Vater es befiehlt, sagte die Königin ernst.

Nein, ich würde lieber sterben, als mich zu solcher Ehe zwingen lassen!

Sterben! sagte die Königin seufzend. Man sehnt sich oft nach dem Tode und er kommt nicht. Unsere Seufzer haben nicht die Kraft ihn herbeizuwehen und unsere Hände sind zu schwach, um ihn an unser Herz zu drücken. Du würdest Dich Deinem Vater fügen, wie wir Alle uns ihm gefügt haben, wie es selbst Dein Bruder, der Kronprinz, hat thun müssen.

Armer Bruder! seufzte Amalie. Gefesselt zu sein an eine Frau, welche er nicht liebt. Welch ein Unglück das sein muß!

Prinzess Ulrike zuckte die Achseln. Ist das nicht die Bestimmung aller Prinzen und Prinzessinnen? fragte sie. Sind wir nicht alle dazu da, wie eine Waare verhandelt und an den Meistbietenden losgeschlagen zu werden? Nun, ich meinstheils will mich so theuer wie möglich verkaufen lassen, und da ich keine beglückte Schäferin sein kann, will ich wenigstens eine machtvolle Königin werden.

Und ich, rief Amalie schwärmerisch, würde lieber den ärmsten und niedrigsten Mann heirathen, wenn ich ihn liebe, als den reichsten Königssohn, der mir gleichgültig ist.

Thörinnen seid Ihr alle Beide, sagte die Königin lächelnd. Wohl Euch, daß der König Euch nicht hört, sein Zorn würde Euch

zerschmettern und er würde noch heute für Dich, Amalie, einen König, und für Dich, Ulrike, einen appanagirten kleinen Markgrafen suchen. Aber horcht, meine Damen, ich höre die Stimme unsers Oberhofmeisters. Er wird kommen, uns anzuzeigen, daß die Gäste versammelt sind. Nehmt also Beide eine heitere Miene an; der König will, daß wir lachen und fröhlich sind. Seid also fröhlich, aber erinnert Euch, daß Seine Majestät überall seine Spione hat und wenn Ihr mit Pölnitz spricht, vergeßt niemals, daß er jedes Eurer Worte dem König hinterbringt! Seid also freundlich gegen ihn und vor allen Dingen, wenn er das Gespräch auf den Kronprinzen leitet, spricht von ihm mit der unbefangenen Gleichgültigkeit, zeigt so wenig als möglich Interesse und Liebe für ihn, spottet vielmehr über sein romantisches Leben in Rheinsberg; das ist das beste Mittel, Euch und ihn beim Könige beliebt zu machen. Und nun, meine Töchter, kommt, laßt uns zur Gesellschaft gehen!

Eben öffnete der Ober=Ceremonienmeister von Pölnitz die Thüren, um Ihrer Majestät zu verkündigen, daß die Gesellschaft versammelt sei, und aus dem Nebengemache traten die dienstthuenden Hoffräuleins der Königin und der Prinzessinnen.

Sophie Dorothea winkte ihren beiden Töchtern, sich an ihre Seite zu stellen und unter Vortritt des Ceremonienmeisters und des Hofmarschalls durchschritt sie inmitten der beiden Prinzessinnen die Säle, um hier und dort ein Lächeln oder ein gnädiges Wort hinzuspenden und ihre Blicke wie den Goldregen des Gottes über dieser beglückten, sich neigenden, Bewunderung murmelnden Danaë=Hofgesellschaft auszuströmen.

Ach, es war eine stolze Seligkeit, welche das Herz der Königin schwellte, als sie unter dem Geschmetter der Musik, welche auf der Tribüne aufgestellt war, in den Thronsaal trat, als sie all' diese besternten Cavaliere, diese schimmernden, stolzen Frauen sich demuthsvoll vor ihr neigen sah, als sie fühlte, daß ihr Wille mächtiger sei, als der Wille aller Dieser zusammengenommen, daß ein Lächeln ihres Mundes mehr werth sei und freudiger empfangen ward, als das Lächeln der geliebtesten Braut, daß ihr Blick Glanz und Freude

ausstrahle wie die Sonne, daß, während vor ihr sich Alles beugte, es Niemand gebe, vor dem sie ihr Haupt zu beugen habe. Niemand! Denn der König, ihr Gemahl, war nicht neben ihr! Der König fesselte sie heute nicht mit seiner Gegenwart und seinem rauhen Wesen. Sie war heute kein zitterndes, beengtes Weib, sondern eine stolze Königin, wie Friedrich Wilhelm heute kein König war, sondern ein armer, gichtgeplagter, fluchender, betender, zähneknirschender, wimmernder Mensch! Nichts weiter!

II.

Friedrich Wilhelm I.

Hier auf diesem Flügel des Schlosses Lichterglanz, Leben und Lust, dort drüben auf jenem, wo die Gemächer des Königs liegen, Alles Einsamkeit und mürrische Stille; hier hört man die lustigen Klänge der Musik, dort drüben nur das eintönige Klopfen des Hammers, das wie das Klopfen des Todtenwurmes die Stille allein unterbricht. — Dieses Klopfen und Hämmern kam unmittelbar aus dem Zimmer des Königs, und Friedrich Wilhelm selber war es, welcher den Hammer in seiner Hand hielt und das dumpfe, schallende Geräusch verursachte, welches zu entstehen pflegt, wenn man in eine hohle Kiste Nägel einschlägt oder ihr Fugenwerk in einander hämmert und schlägt.

Der König, welcher, wenn er gesund war, es liebte, den Krückstock zu schwingen und ihn schallend niederfallen zu lassen auf irgend einen Rücken, sei es der eines Lakaien, eines Staatsministers oder einer Frau, der König mußte, wenn er krank war, sich schon damit begnügen, an dem empfindungslosen Holz seinen Zorn auszutoben und statt des Krückstockes den Hammer zu schwingen und die Kneif-

zange zu führen. Die Gicht machte aus dem stolzen, selbstherrschenden König einen armen, demüthigen Tischler, und wenn seine geschwellenen Füße ihn an den Rollstuhl fesselten und die Schmerzen ihn hinderten, die Maschine des Staats zu regieren und nach Belieben zu drehen, begnügte er sich damit, Kasten und Kisten aus Lindenholz zu fertigen *). Oft, wenn man in der Stille der Nacht an dem Schlosse vorüberging, konnte man noch das Hämmern und Klopfen hören, welches gewissermaßen die wortlosen Bülletins über das Befinden des Königs waren. Wenn der König in der Nacht arbeitete und Tischler war, so bewies das den geängsteten Berlinern, daß der König leide, daß er nicht schlafen könne, und daß es daher sehr gefährlich sein würde, ihm am andern Tage auf seinem Spaziergange durch die Straßen zu begegnen, weil man entweder durch seine Größe oder durch seine Kleinheit, durch den Schnitt seines Kleides, durch irgend ein gesprochenes Wort, das bis zu den Ohren des Königs gedrungen, seinen Zorn erregen, und sich, wenn nicht einige wohlgeführte Hiebe, so doch eine donnernde Strafpredigt zu ziehen konnte. Hatte König Friedrich Wilhelm doch erst kürzlich zwei junge anständige Damen verhaften und nach Spandau führen lassen, weil er, in den Schattengängen des Parks von Schönhausen wandelnd und das Gespräch dieser Beiden belauschend, vernehmen mußte, wie sie diesen königlichen Garten "charmant, ganz charmant" fanden. Dieses eine französische Wort hatte genügt, um die armen jungen Mädchen dem Könige zu verdächtigen und sie ihm als lose üppige Schönheiten zu bezeichnen, weshalb er sie nach Spandau in die Festung schickte, von wo sie erst nach langem Flehen ihrer trostlosen Familie befreit wurden **). Hatten doch die wohlgewachsenen Leute,

*) Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg royale de Prusse. Par Charles Louis Baron de Poellnitz. Vol. II. pag. 359.

**) Frédéric le Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement et autres souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. Par Dieudonné Thiébault. Quatrième Edition. T. 3. p. 73.

die jungen Bursche immer zu fürchten, daß der König wegen ihrer Gestalt sie ergreifen und irgend einem Regimente einverleiben ließ, oder sie ausschalt wegen ihres müßigen Umhertreibens auf der Straße. Deshalb, sobald der König das stolze Schloß seiner Ahnen verließ und auf die Straße ging, flüchtete Jeder angstvoll in irgend ein Haus, eine abgelegene Gasse, um nicht dem Könige zu begegnen.

Aber jetzt freilich hatte man nichts zu fürchten von dem gefesselten König; die Königin durfte sonder Angst ihre Brillanten anlegen, die Berliner durften, ob groß ob klein, ungefährdet durch die Straßen gehen, denn der König war leidend, gefesselt an seinen Rollstuhl und hämmerte und hobelte an seinen Kästchen von Lindenholz. Indeß diese Beschäftigung hatte auch ihre wohlthuende, medicinische Seite und das Arbeiten zerstreute den König nicht blos in seinen Schmerzen, sondern es curirte ihn zuweilen auch von denselben. Das rasche und unaufhörliche Bewegen der Hände und Arme theilte dem ganzen Körper eine wohlthuende Wärme mit, versetzte die Haut in eine gelinde Transpiration, die beruhigend auf die Nerven wirkte und ihn auf Stunden seiner Schmerzen vergessen machen konnte.

Auch heute übte das Hobeln seine Heilkraft auf den König, auch heute konnte er sich auf einige glückliche Momente einbilden, daß die Gicht, dieser böse Teufel den Beschwörungen der Arbeit nachgegeben und seinen Körper verlassen habe.

Er erhob sich von seinem Rollstuhl und streckte mit einem entzückten Ausruf die Arme weit aus, als wolle er die ganze Welt in seine Arme schließen, welche jetzt ihre Muskelkraft und ihre Lebensstärke wieder gewonnen, er rief mit mächtiger Stimme die im Nebenzimmer harrenden Diener und befahl ihnen, eilig die Herren vom Tabackscollegium zusammen zu rufen und Alles zu einer Sitzung zu ordnen.

Aber diese Herren sind drüben auf dem Ballfest der Königin, sagte der erstaunte Kammerdiener.

So soll man sie von dorthier rufen, befahl der König. Es sind glücklicher Weise keine Tänzer unter ihnen, sondern ihre Glieder sind steif und ungeschmeidig und die schönen Fräulein würden einen Schreck

bekommen vor den Bocksprüngen dieser Cavaliere, wollten diese es versuchen, mit ihnen zu tanzen. Hole sie also! Der Pöllnitz soll kommen und der Eckert, der Baron von Gotter und der Hake, der Herzog von Holstein und der General Schwerin. Schnell! schnell! In zehn Minuten müssen sie Alle hier sein, aber Niemand von ihnen darf wissen, weshalb sie gerufen werden. Du flüsterst jedem Einzelnen in's Ohr, daß er sofort zu mir sich zu verfügen habe, aber ohne irgend Jemand zu sagen, wohin er gehe. Ich will nicht, daß das Fest der Königin gestört werde! Jetzt eile, und wenn alle diese Herren nicht in zehn Minuten hier sind, so soll mein Stock auf Deinem Rücken ein Ballfest arrangiren, zu dem Du selber die Musik heulen kannst.

Das war eine Drohung, welche die Füße des Kammerdieners seltsam beflügelte und ihn wie einen Wirbelwind durch die Vorfälle trieb, wo er im Vorüberfliegen mit feuchender Eile dem zweiten Kammerdiener befahl, schnell die Pfeifen, den Taback und die Bierkrüge in das Schlafgemach des Königs zu tragen und dann weiter eilte nach dem andern Flügel des Schlosses, wo in den erleuchteten Festsälen das Ballfest der Königin stattfand.

Das Glück war dem armen geängstigten Kammerdiener günstig, in einigen Minuten hatte er die bezeichneten Herren ausfindig gemacht, in zehn Minuten standen sie alle sechs im Vorzimmer des Königs und fragten mit verwirrten und bleichen Gesichtern sich untereinander nach dem Grund dieser seltsamen und unerwarteten Berufung.

Der Kammerdiener zuckte schweigend die Achseln und begab sich stumm in das Gemach des Königs.

Se. Majestät saß in voller Uniform seines geliebten Garderegiments an dem runden Tische, auf welchem bereits die Pfeifen und die mit schäumendem Bier angefüllten Krüge standen. Se. Majestät hatte geruht, sich mit eigenen hohen Händen eine Pfeife zu stopfen und war eben im Begriff, sich diese an dem einzigen dampfenden, schwälenenden und übelriechenden Talglicht anzuzünden, welches das Gemach des Königs erleuchtete.

Sire, sagte der Kammerdiener, die befohlenen Herren warten im Vorzimmer.

Wissen sie, weshalb ich sie rufen ließ? fragte der König, eine große Rauchwolke aus seinem Munde blasend.

Majestät hatten mir verboten, es ihnen zu sagen.

So gehe jetzt zu ihnen und sage ihnen, ich sei heute so grimmig, wie Du mich lange nicht gesehen. Ich stände mit dem Krückstock an der Thür und habe befohlen, daß sie nur einer nach dem andern zu mir eintreten sollten.

Der Kammerdiener eilte hinaus zu den wartenden Cavalieren und wie er die Thür öffnete, sahen diese den König, welcher mit dem drohend gehobenen Stock neben der Thür stand.

Was ist's? Warum zürnt der König? Was für Befehle bringt Ihr uns von Sr. Majestät? fragten die Herren angstvoll und hastig durcheinander.

Der Kammerdiener nahm eine entsetzlich schauerliche Miene an. Se. Majestät ist heute sehr zornig, sehr übler Laune. Wehe dem, über den die Wolke seines Zornes sich entladen wird. Sie ist zum Platzen voll! Er befahl mir, den Herren hier zu sagen, daß Jeder von Ihnen einzeln, nicht Alle auf einmal zu ihm eintreten sollten. Gehen Sie also. Lassen Sie um's Himmelswillen den König nicht warten!

Die sechs Cavaliere schauten einander bleich und unschlüssig an. Jeder von ihnen hatte das drohende Bild des mit erhobenem Stock an der Thüre stehenden Königs gesehen, Keiner wollte der Erste sein, unter diesem Joch hindurch zu gehen.

Ew. Durchlaucht haben den Vortritt, sagte der Ober-Kammerherr von Pöllnitz, sich vor dem Herzog von Holstein tief verneigend.

Nicht doch, sagte dieser, Sie wissen es wohl, daß Se. Majestät nichts von der Etiquette hält und es sehr übel aufnehmen würde, wenn wir eine solche beobachten wollten. Gehen Sie selber zuerst hinein, mein lieber Pöllnitz.

Oh, nicht ich, Durchlaucht. Ich würde es nicht wagen, vor Ihnen Allen den Vortritt zu nehmen. Wenn Sie diese Ehre ab-

lehnen, gebührt sie dem General von Schwerin. Er muß die Schlacht anführen.

Aber es handelt sich hier nicht um eine Schlacht, murrte der General, sondern möglicher Weise vom Geschlagenwerden, und darauf versteht der Herr von Pöllnitz sich besser als ich.

Meine Herren, sagte der Kammerdiener, Se. Majestät wird ungeduldig werden und dann wehe uns Allen.

Aber mein Gott, wer von uns wird denn gehen? fragte der Graf von der Goltz unschlüssig.

Ich werde gehen, sagte der Geheimrath Eckert vortretend, ich danke Er. Majestät Alles, was ich bin, es ist also sehr natürlich, daß ich ihm meinen Rücken, ja, wenn es sein muß, mein Leben zur Verfügung stelle.

Und er näherte sich mit festem Schritt der Thür, die er mit einem raschen Druck öffnete.

Man sah den König, welcher mit blitzenden Augen seinen Stock höher erhob, man sah Eckert, welcher gebeugten Hauptes eintrat, — dann schloß sich die Thür wieder. Alles blieb still.

War Er es, den der Zorn des Königs bedrohte? fragte Pöllnitz schlichtern.

Der Zorn des Königs bedroht heute Jeden! sagte der Kammerdiener mit einem unheilsvollen Seufzer.

Wer wird jetzt gehen? fragten die fünf Cavaliere sich wieder, und erst nach einem harten Kampfe entschloß sich diesmal der Oberkammerherr von Pöllnitz, den harten Gang zu wagen. Und wieder sah man, als die Thür sich öffnete, den König mit seinem erhobenen Stocke dastehen, und wieder schloß sich die Thür, ohne daß man etwas Weiteres gewahr ward. Viermal noch erneuerte sich dieselbe Scene, viermal noch sah man das schreckensvolle Bild des Königs. Aber als der General von Schwerin, der letzte der sechs Cavaliere, endlich in das königliche Gemach eintrat, stand der König nicht mehr an der Thür, sondern er lag in seinem Lehnstuhl und lachte, daß ihm die Augen übergingen, während Herr von Pöllnitz vor ihm stand und ihm in seiner kecken, humoristischen Weise die Angstscene

im Vorzimmer schilberte und, die Stimme jedes Einzelnen der Herren nachahmend, ihre Unterhaltung im Vorzimmer wiederholte.

Ihr glaubtet also Alle an meinen Zorn? fragte der König athemlos vor Lachen. Der Spaß ist also vollständig gelungen und Eure Herzen haben gezittert vor Angst? Auch das Seine, alter Schwerin? Nun hat Er also jetzt endlich erfahren, was es heißt, sich zu fürchten, Er, welcher auf dem Schlachtfelde und im Kugelregen noch niemals eine Anwandlung empfunden hat?

Ja, Sire, eine Kugel ist auch ein erbärmlicher Wicht gegen das Zornesblitzen Eurer Augen. Wenn die Kanonen donnern, hüpfst mein Herz vor Freude, während es vor dem Donner Eurer Stimme sich scheu in meiner Brust verkriechen möchte. Ich fürchte den Tod nicht, aber ich fürchte den Zorn und die Ungnade meines Königs.

Ach, Du bist ein braver Kerl, sagte der König freundlich, dem General seine Hand darreichend. Und jetzt, meine Herren, fort mit allem Zwang und aller Etiquette. Der König ist drüben auf dem Ball und Euer Gevatter Friedrich Wilhelm eröffnet hiermit das Tabackscollegium.

Er nahm seine Pfeife und setzte sie wieder an dem Richte in Brand. Dann ließ er sich auf einen der Stühle, die um den runden Tisch gestellt waren, niedergleiten, die übrigen Herren folgten seinem Beispiel und das Tabackscollegium nahm seinen Anfang.

III.

Das Tabacks-Collegium.

Anfangs trat eine Pause ein. Jeder war damit beschäftigt, seine Pfeife in Brand zu setzen, bald wirbelten sich von Aller Lippen große Rauchwolken empor, die mit ihren bläulichen Dünsten das ganze

Zimmer wie in einen Schleier einhüllten, aus dessen Mitte das Talglicht mit einem trüben gelben Schein, nicht wie Feuer, sondern nur wie mattgeschliffenes Gold hervorblickte.

Zünde noch einige Lichter an, befahl der König dem Kammerdiener. Unser Tabackscollegium soll heute auch einen glänzenden und schönen Anblick darbieten, damit es nicht zu sehr contrastire gegen das Ballfest da drüben. Sage mir, Pöllnitz, wie sieht's da drüben aus? Ist es eine schöne Gesellschaft? Ist man vergnügt? Ist die Königin heiter und springen die Prinzessinnen tüchtig herum?

Majestät, ich sah niemals ein glänzenderes Fest als das heutige, sagte Pöllnitz, und niemals waren Ihre Majestät schöner, strahlender und auch heiterer anzusehen, wie heute! Sie glänzte und funkelte wie eine Sonne unter all' den Damen hervor, so schön geputzt und behangen diese auch immer waren.

So! Sie hat sich also sehr geputzt? fragte der König, und eine Wolke zog über sein Antlitz hin.

Sire, ich habe nicht gewußt, daß die Königin einen solchen wahrhaft fürstlichen Schatz von Brillanten besäße!

Ah, sie hat also ihre Brillanten angelegt? Man macht sich also meine Abwesenheit sehr zu Nutze, wie es scheint? Man ist sehr vergnügt und guter Dinge, während ich mich auf meinem Schmerzlager winde? rief der König, welcher in seinem schnell gereizten Unmuth gar nicht daran dachte, daß er selber das Fest befohlen und von seiner Gemahlin verlangt hatte, daß sie ganz heiter und sorglos erscheine.

Sire, glücklicher Weise sind Ew. Majestät nicht krank und nicht auf einem Schmerzlager, sagte der Herzog von Holstein, die Königin hatte also wohl Ursache, heiter zu sein.

Der König antwortete nicht. Er that einen langen Zug aus seinem Bierkrug und ließ dann mit einer zornigen Bewegung den Deckel auf den Rand des Kruges zuschlagen.

Es sollte mich nicht wundern, wenn auch der Fritz heimlich zu diesem Balle herüber gekommen wäre, murmelte der König, sie wagen Alles, wenn sie nicht fürchten, daß ich sie überraschen kann.

Aber Er. Majestät verstehen sich auf die Ueberraschungen wie kein Anderer! rief der Graf Hake, bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. In meinem Leben habe ich mein Herz nicht so klopfen gefühlt, als indem ich heute die Schwelle dieses Gemaches überschritt.

Der König, schnell besänftigt, lachte laut. Und ich habe in meinem Leben nicht so bleiche Gesichter gesehen als die Euren! Wahrhaftig, wären meine Finger nicht just so steif und ungelentig von den Gichtschmerzen, so würde ich Euch ein Bild dieser Scene malen, das ein prächtiges Gegenstück zu meinem Bilde vom Tabaccscollegium abgeben sollte, und nennen wollte ich es: die sechs Schneidergesellen, welche Furcht vor dem blauen Montag haben! Ach, seht einmal, wir werfen uns jetzt auch auf die Poesie und Kunst und unser gelehrter und phantastischer Herr Sohn wird bald gar keinen Vorzug mehr vor uns haben! Spielt er die Flöte, nun so malen wir, schreibt er empfindsame Gedichte, nun, so wollen wir Spottgedichte schreiben, und während er die Sonne und den Mond anfängt, thun wir es den Göttern gleich und hüllen uns wie Jupiter in eine Wolke ein. Versteht sich aber, daß es nicht geschieht, um eine Semele oder irgend ein anderes Weib zu bethören, denn Wir sind Unserer Gemahlin immer und aller Orten treu gewesen und ich denke wohl, daß sich der Kronprinz in diesem Punkte an seinem Vater ein Beispiel nehmen könnte.

In allen Dingen könnte er das, Majestät! bemerkte Graf Goltz, eine große Rauchwolke von sich blasend.

Ach, er denkt dereinst den Staat mit seiner Bücherweisheit und seinen Gedichten zu regieren, sagte der König lachend. Statt sich mit nützlichen Dingen zu beschäftigen, Rekruten einzuexerciren, Pläne zu zeichnen und die Kriegskunst zu studiren, verwendet er seine Zeit auf den unnützen Flittertand oberflächlicher Gelehrsamkeit, die Niemandem Etwas nützt und ihm selber nur zum größten Schaden gereicht. Denn um ein guter König sein zu können, darf man kein träumerischer Gelehrter sein, und wer statt des Scepters und der

Fuchtel den Fiedelbogen und den Taktirstock in der Hand hält, kann nimmermehr ein guter General sein und werden.

Doch war bei der letzten Parade das Regiment des Kronprinzen das schönste und geschickteste, sagte der Herzog von Holstein.

Der König warf ihm einen mißtrauischen Blick zu und murzte einige Worte vor sich hin, die Niemand verstand.

Er liebte es nicht, wenn man ihm gegenüber den Kronprinzen vertheidigte, und jedes Lob desselben machte ihm denjenigen, welcher dasselbe äußerte, verdächtig.

Sw. Majestät vergessen, daß wir hier im Tabackscollegium und nicht im Staatsrath sitzen, sagte Böllnitz mit schmeichlerischer Stimme. Wenn Sw. Majestät sich ärgern wollen, war's nicht nöthig, die Pfeife anzuzünden und den Bierkrug zu füllen, denn die Pfeife geht aus, weil Sie nicht rauchen und das Bier verschäumt, weil Sie nicht trinken.

Es ist wahr, sagte der König, und indem er den Bierkrug erhob, fuhr er fort: Ich trinke das Glas auf das Wohl dessen, der zuerst sein Hasenherz überwand und es wagte zu mir einzutreten. Wer war's doch? Ich hab's vergessen!

Es war der Geheimerath von Eckert, Majestät! sagte Graf Hake mit einem ironischen Lächeln, während Eckert sich lächelnd verneigte.

Und er ging in das Zimmer, als ob es zu einer Schlacht ginge, rief Herr von Böllnitz lachend. Er nahm im Geiste Abschied von all seinen schönen Brauereien und kunstvollen, nie rauchenden Kaminen, die er gebaut, Abschied auch von den Börsen der Städte, die er noch nicht mit königlichen Commissarien versehen, um sie von ihren Reichtümern zu befreien, Abschied von seinem Orden der Großmuth und seinen eigenen Geldsäcken und mit einer Thräne im Auge ausrufend: „Ich verdanke dem Könige Alles was ich bin, es ist daher natürlich, daß ich ihm auch meinen Rücken und mein Leben zur Verfügung stelle,“ marschirte er todtesmuthig in das königliche Gemach.

Wirklich, that er das? Sagte er das? rief der König. Das gefällt mir von Dir, Eckert, und ich werde Dich dafür belohnen.

Es ist wahr, ich habe Dich aus dem Schmutz erhoben und aus dem Kaminfeger einen vornehmen Mann gemacht, aber es ist selten, daß die Menschen dankbar sind und sich empfangener Wohlthaten erinnern. Weil Du's thust, hast Du ein edles Herz und das weiß ich zu schätzen. Das neue Haus, welches ich in der Jägerstraße bauen lasse, soll Dir gehören, und ich will Dir nicht blos die kahlen Wände schenken, sondern es soll Dir auf meine Kosten mit schönen Meubles und allem sonstigen nöthigen Hausrath ausgestattet werden*).

O, Ew. Majestät sind der gnädigste, der gütigste Monarch, rief Eckert, zu dem Könige hineilend und dessen Hand an seine Lippen drückend. Ja, Ew. Majestät haben wohl Recht zu sagen, daß Sie mich aus dem Schmutz emporgezogen haben, aber mein Herz mindestens war immer rein und fleckenlos, und so will ich es mir erhalten und so soll es bleiben. Aus der Hefe des Volkes haben Sie mich errettet; wie die edlen Römer ihren Sklaven die Freiheit schenkten, wenn sie durch schöne Thaten sich dieser Gnade würdig gemacht, so hat auch mein König mich erlöst von der Sklaverei der Armuth und Niedrigkeit und mir die Freiheit geschenkt, aber auch ich werde suchen durch schöne und große Thaten mich dieser Gnade würdig zu machen!

Und dazu bietet Ihnen Berlin die beste Gelegenheit, sagte Pöllnitz, denn es sind noch sehr viel rauchende Kamine und sehr viel schlechte Bierbrauereien dort. Der Herr Geheime Finanzrath von Eckert kann also noch viel gloriöse Thaten ausüben; ehe er zu seinen Ahnen versammelt wird.

Alle lachten und selbst der König konnte sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Nur des Herrn von Eckerts Gesicht war bleich und finster geworden, und indem er dem Kammerherrn von Pöllnitz einen zornigen Blick zuschleuderte, sagte er mit einem erzwungenen Lachen: In der That, Sie sind heute von einem blendenden Witze und Ihrer Scherze entzücken mich so sehr, daß, wenn Ihnen Ihr Weinhändler einmal wieder den verlangten Wein versagen sollte, weil Sie Ihre

*) Pöllnitz Vol. II. pag. 342.

alten Rechnungen noch nicht bezahlten, ich gerne bereit bin, Ihnen einige Flaschen aus meinem Keller zu senden, damit Ew. Gnaden auf meine Gesundheit trinken können.

Das werde ich thun, sagte Pöllnitz freundlich. Ja, auf Ihre lange und dauernde Gesundheit werde ich trinken, denn je länger Sie leben, desto mehr Zeit haben Ihre Ahnen, auch ein wenig zu wachsen und sich zu mehren, und da Sie, wie es scheint, nicht dazu bestimmt sind, der Stammvater eines kommenden Geschlechtes zu werden, so müssen Sie Sich wenigstens bemühen, der Stammvater Ihrer Ahnen und der Vater Ihrer Väter zu werden. Sie erzeugen Ahnen, wie Andere Kinder und wenn ich nicht irre, besitzen Sie jetzt deren drei. Das ist aber für einen reichen und vornehmen Mann sehr wenig. Ich werde also auf Ihre Gesundheit trinken, damit Sie noch viele Ahnen erzeugen können, und ich schlage Ew. Majestät vor, ihm für jeden vom Rauch befreiten Ramin einen Ahnherrn zu schenken.

Ruhig, ruhig, Pöllnitz! rief der König lachend. Laß Deine Bosheiten und höre mir einmal ernsthaft zu. Ich habe dem Eckert das neue Haus geschenkt, und da ich ihm den Adelstitel verliehen, ist es auch ziemlich, daß wir ein adeliges Wappen über seiner Thür anbringen. Meine Herren, laßt uns also überlegen, wie das Wappen des Herrn von Eckert zusammengesetzt sein soll. Jeder von Euch soll mir der Reihe nach seine Meinung sagen. Ihr, Herr Herzog, fangt an.

Mit sehr ernsthaften und sehr gelehrten Mienen begannen jetzt die Herren über das Wappenschild des Herrn von Eckert zu berathen, und Jeder, die Gunst, in welcher Eckert beim Könige stand, berücksichtigend, war bemüht, ein möglichst prächtiges und schönes Wappenschild vorzuschlagen. Aber dem König gefielen diese ernststen und gelehrten Wappenschilder, welche man vorschlug, gar nicht; es widerstrebt ihm, dem neugeschaffenen Baron ein Wappen zu geben, das eines altadeligen Hauses würdig gewesen, und das ihn in eine Linie stellte mit den ältesten Reichsfreiherrn und Baronen.

Wenn ich ein Haus bauen lasse, sagte er kopfschüttelnd, so will ich, daß man sehe, daß es neu ist, ich gebe ihm daher einen hübschen

weißen Anstrich und nicht eine alte graue Steinfarbe, um es aussehen zu machen wie eine alte Ritterburg. Der Eckert muß also auch einen neuen Anstrich für sein neues Adelshaus haben, ein funkelnagelneues Wappenschild.

Erw. Majestät sind da ganz meiner Meinung, rief Pöllnitz feierlich, und wie jedes adelige Geschlecht in seinem Wappen irgend ein Zeichen und eine Erinnerung an die Thaten und Ereignisse trägt, durch welche es groß geworden, so muß auch das adelige Geschlecht derer von Eckert solche Erinnerungszeichen in seinem Wappen haben. Ich schlage also vor, dieses Wappen in vier Felder zu theilen. Das erste Feld zeigt auf silbernem Grund einen schwarzen Rauchfang, womit wir zugleich die preussischen Farben angedeutet haben. Das zweite Feld ist blau mit einer goldenen Kufe darin, in Bezug auf Eckerts großes Bierbrauertalent; das dritte Feld ist grün mit einem goldenen Fasan in der Mitte, als Hindeutung auf Eckerts früheres Geschäft als Fasänenwärter in Braunschweig, und das vierte Feld zeigt auf rothem Grunde einen Hahn und ein Messer, zur Erinnerung an jene schöne Zeit, wo der Herr Geheime Finanzrath von Eckert in Baireuth Kapaunen machte und sie mästete.

Ein schallendes Gelächter des ganzen Tabackscollegiums belohnte den Herrn von Pöllnitz für seinen Vorschlag, der übrigens dem Könige so wohlgefiel, daß er alles Ernstes beschloß, ihn anzunehmen und dem Hause in der Jägerstraße über der Thür ein Wappenschild mit den von Pöllnitz vorgeschlagenen Emblemen zu geben *).

Die Heiterkeit der Herren vom Tabackscollegium nahm nun einen feurigen, energischeren Ausdruck an, und Jeder war bemüht, durch derbe Scherze die Laune des Königs immer auf's Neue anzufachen, ihn immer neuen Stoff zum Lachen und zur Lustigkeit zu geben. Der Heiterste von Allen aber war der Oberkammerherr von Pöllnitz; seine Scherze sprudelten wie ein frischer Quell von seinen Lippen und wenn sie einmal zu versiegen drohten, so genügte es

*) Pöllnitz II, pag. 342.

dem boshaften Kammerherrn einen Blick auf das blasse, von verhaltenem Zorn zuckende Antlitz des Herrn von Eckert zu werfen, um sich zugleich zu neuer Lustigkeit und neuem Scherze begeistert zu fühlen. Als der König mit Eckert von der Einrichtung seines neuen Hauses sprach, neigte Pöllnitz mit einem schadenfrohen Lächeln sich zu seinem Nachbar hin. Gestehen Sie, Herr Graf, daß ich meine Ungeschicklichkeit wieder gut gemacht habe, sagte er. Ich war es, der jenem heuchlerischen Menschen vorher durch meine unbesonnene Wiederholung seiner Worte die Schenkung jenes Hauses verschaffte, aber ich habe ihm jetzt auch dafür sein adeliges Wappen verschafft, und ich wette, der Herr Geheimrath gäbe gern sein Haus hin, könnte er dafür nur sein Wappen wieder los werden.

Warum siehst Du eben so ernsthaft aus, Pöllnitz? fragte in diesem Moment der König über den Tisch hin. Ich wette, Du ärgerst Dich, daß ich nicht Dir das hübsche Haus in der Jägerstraße geschenkt habe.

Nicht doch, Majestät. Ich könnte jenes Haus gar nicht gebrauchen, so hübsch es immer sein mag.

Ach ja, Du hast Recht, es wäre für Dich viel zu groß! sagte Friedrich Wilhelm lachend.

Nein, Majestät, es wäre für mich viel zu klein, denn wenn sich ein Cavalier meiner Art einmal entschließt, ein Haus zu machen, so muß er es seinem Stande und seinem Range angemessen halten, und das kostet viel Geld, leider sehr viel mehr, als ich jemals besessen habe. Freilich hatte ich ein Vermögen von ungefähr zwei Mal hunderttausend Thalern, als mein Vater starb, aber was sollte ein Edelmann mit einer solchen Lumperei anfangen? Es war zu wenig, um davon anständig leben zu können, zu viel, um auf seine Armuth betteln zu können. Ich berechnete mir also, wie lange diese Summe genügen könnte, um davon einigermaßen anständig zu leben, und da ich fand, daß sie bei einiger Sparsamkeit vielleicht vier Jahre genügen könnte, so habe ich denn vier Jahre wie ein nobler und freigebiger Cavalier gelebt und das Glück gehabt, während dieser vier Jahre die zärtlichsten Freunde und die treuesten Geliebten zu haben,

die mich nicht eher verließen, als bis der letzte Thaler meines Vermögens verausgabt war und ich ausziehen mußte, mein Glück auf's Neue zu gründen.

So also hast Du in vier Jahren zwei Mal hunderttausend Thaler verausgabt? fragte der König.

Ja, Majestät, und ich versichere Ihnen, daß ich dabei nur äußerst sparsam und in gewissem Betracht dürftig leben konnte.

Friedrich Wilhelm sah ihn mit erstaunten, fast bewundernden Blicken an. Es lag etwas in dem Wesen des Kammerherrn, welches dem König imponirte. Die großartige Verschwendungssucht des Barons, welche so sehr zu der Sparsamkeit des Königs contrastirte, übte gerade durch diesen Contrast einen so großen Einfluß auf den König aus, und ließ ihn diesen leichtfertigen, gewandten, stets heitern, stets witzigen Höfling anstaunen und bewundern.

Also fünfzigtausend Thaler Rente genügen nicht, um anständig leben zu können? fragte der König.

Majestät, wenn man nur einigermaßen den Anforderungen, welche man an einen Edelmann machen kann, genügen soll, kann man dabei verhungern.

Ach, erkläre uns das! Sage uns einmal, wie viel Du also bedarfst, um eines Edelmannes würdig zu leben?

Pöllnitz schwieg einen Augenblick und starrte nachdenkend vor sich hin, während er große Rauchwolken durch seine Nase blies, die sich in wirbelnden Strömen um seine Stirne kräuselten.

Majestät, um einigermaßen anständig zu leben, würde ich jährlich vier Mal hunderttausend Thaler bedürfen, sagte er dann nach einer Pause.

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief der König.

Das ist so sehr möglich, mein König, daß ich kaum weiß, ob ich damit auskommen werde.

Glaubt Ihr das, meine Herren? fragte der König.

Ich meinstheils habe nicht den vierten Theil dieser Einnahme, sagte der Herzog von Holstein lächelnd.

Ich nicht den zehnten Theil! rief der Graf von der Goltz.

Ich nicht den zwanzigsten Theil! riefen der General von Schwerin und der Graf Hake zu gleicher Zeit.

Und doch, sagte der König, doch lebt Ihr Alle als anständige Cavaliere und geachtete Herren meines Hofes. Laßt uns also hören, wie der Böllnitz es machen will, so viel Geld auszugeben. Schnell, Jochen, schnell! Gieb uns einen Bogen Papier und Bleifeder her.

Der Kammerdiener eilte mit dem Befohlenen herbei und reichte dem König das Papier und den Crayon dar.

Schenke die Krüge wieder voll, Jochen, befahl der König und dann setze Dich dort auf Deinen Platz zu unterst des Tisches und horche wohl auf, was uns der Böllnitz Alles erklären wird. Es verlohnt sich immer der Mühe zu wissen, wie man auf eine anständige Manier jährlich vier Mal hunderttausend Thaler ausgeben kann. Fange also an, Böllnitz. Ich selber will Dein Sekretair sein und Du sollst mir dictiren. Wehe Dir aber, wenn Du Dein Wort nicht lösest und weniger gebrauchst. Für jedes Tausend Thaler weniger mußt Du zehn Krüge Bier trinken und eine Pfeife von dem starken Savannataback rauchen, den mir kürzlich der Statthalter von Holland zugeschieft.

Was aber, fragte Herr von Böllnitz lachend, was bekomme ich für jedes Tausend Thaler, welches ich mehr gebrauche?

Ah bah, es ist unmöglich, daß ein Edelmann mehr gebrauchen kann, vorausgesetzt, daß er es nicht auf eine närrische Manier wie ein Verrückter vergeuden will. —

Und wenn ich, nur um anständig und eines Edelmannes würdig zu leben, dennoch mehr gebrauchte, Majestät, was bekomme ich dann für jedes Tausend?

Nun, dann werde ich Dir für jedes Tausend ein Hundert von Deinen ältesten Schulden bezahlen, sagte der König. Nun aber fange an. Und Ihr, meine Herren, trinkt und raucht und merket wohl auf!

IV.

Spanische Lustschlösser.

Ich fange an, sagte Pöllnitz. Zuerst bedarf ich natürlich eines Hauses und zwar eines anständigen, in welches ich meine Gäste aufnehmen, meine Sammlungen aufstellen, meine Freunde bewirthen, ohne von irgend einem Geräusch gestört zu werden, meinen Studien obliegen kann, in welchem meine Gemahlin ihre eigenen Empfang-Zimmer und Salons hat, denn da ich zuweilen rauchen und einige andere rauchende Freunde bei mir haben werde, so müssen die Empfang-Zimmer meiner Gemahlin abgesondert von den meinigen liegen.

Nun, Deine Gemahlin wird es Dir wohl gestatten, in ihrem Salon zu rauchen, rief der König lachend.

Und wenn sie es mir erlaubte, Majestät, so würde ich es nicht annehmen, denn es ziemt sich nicht für einen Cavalier im Zimmer einer Dame zu rauchen.

Der König erröthete ein wenig und setzte den Krug an die Lippen, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn er dachte daran, wie oft er, nicht achtend der Seufzer der Königin, in ihren Gemächern geraucht habe.

Pöllnitz fuhr ruhig fort: Ich muß also verschiedene Salons und Empfang-Zimmer haben. Da es aber ferner sehr häufig vorkommen wird, daß meine Gemahlin und ich mit einander uneins sind, und uns demgemäß nicht zu begegnen wünschen, so müssen in meinem Hause zwei ganz von einander getrennte Treppen sein, wie auch zwei Auffahrten, damit meine Gemahlin und ich niemals in die Gefahr kommen, uns zu begegnen, wenn wir es nicht wollen.

Ach, Du wirst also in einer schlechten Ehe mit Deiner Gemahlin leben, und ihr werdet zuweilen mit einander zanken?

Nicht doch Majestät, wir werden uns niemals zanken, denn es wäre für einen Cavalier höchst unziemlich zu zanken und mit seiner Gemahlin eine Scene zu haben.

Der König erröthete wieder, dies Mal aber vor Zorn. Diese Auseinandersetzungen über das Wesen eines wirklichen Cavaliers begannen ihn zu beleidigen und ihm wie eine boshafte Satyre auf ihn selber zu erscheinen, denn unglücklicherweise rauchte der König nicht nur in den Zimmern seiner Gemahlin, sondern alle Welt wußte, daß er seiner Gemahlin und seinen Kindern gegenüber nur zu oft sich den Ausbrüchen seines heftigen und rücksichtslosen Naturells überließ und selbst die Königin mehr als einmal durch seine donnernden Scheltworte und ungebührlichen Drohungen in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Er. Majestät sehen also, daß mein Haus sehr groß sein muß, fuhr Pöllnitz fort, und da es sehr groß ist, wird es viel Erhaltungskosten und eine hinlängliche Anzahl von Dienern erfordern. Doch davon später! Bleiben wir zuerst bei meinen Häusern, denn es versteht sich wohl von selbst, daß ich auch ein Landhaus haben muß, um darin die Sommermonate hinzubringen.

Ja, das ist eine billige Forderung, sagte der König, indem er das Landhaus auf seinem Papier verzeichnete.

Aber man geht nicht in ein Landhaus, um daselbst nur in seinen Zimmern zu leben, wie in seiner Stadtwohnung, sondern man will dort der Natur und des Sommers genießen. Ich werde also einen Garten haben müssen mit Treibhäusern und schönen Anlagen und zu deren Erhaltung bedarf es natürlich mehrerer, und zwar geschickter Gärtner. Da ich ferner nicht verlangen kann, daß meine Freunde bloß zu mir kommen, um meine Blumen zu riechen und meine Melonen und Pfirsiche zu essen, welches Alles sie eben so gut von einem Handelsgärtner kaufen können, so muß ich darauf denken, meinen Freunden andere und seltenere Vergnügungen zu bereiten. Ich muß also vor allen Dingen einen Wald haben, um darin jagen, einen See, um darin fischen zu können.

Ja, das ist wahr und wohl begründet, sagte der König, den Wald und See auf seinem Papier notirend.

Nun kommen wir zu dem Wichtigsten, zu der Küche und dem Weinkeller. Auf beide muß ich eine besondere Sorgfalt verwenden,

denn es wäre eines Cavaliers durchaus unwürdig, seinen Freunden nur solche Schüsseln vorzusetzen, wie man sie täglich in seinem eigenen Hause haben kann. Nein, wenn ich meine Freunde einlade, müssen sie alle Mal gewiß sein, bei mir Dinge zu essen, welche sie nirgends sonst bekommen können und die ihrem Gaumen wie nie gekostete Wunder und Märchen erscheinen.

Da bin ich ganz Deiner Meinung, rief der König, dessen Antlitz freudig erglänzte bei dem Gedanken an all' die Herrlichkeiten und köstlichen Speisen, welche der reiche Böllnitz seinen Freunden vorsetzen würde. Höre einmal, zuweilen kannst Du mir alsdann auch die herrliche Schinkenpastete machen lassen, die ich einmal bei Grumbkow gegessen. Ach, das war in der That, wie Du sagst, ein nie geahntes Märchen für meinen Gaumen und mein Koch mußte sich sogleich von Grumbkow's Koch das Recept dazu geben lassen. Aber, was denkt Ihr, es bedurfte dazu dreier Flaschen Champagner, in denen der Schinken drei Tage liegen mußte, und dreier Flaschen Burgunder, in denen er schmoren sollte. Da mußte ich denn die Absicht aufgeben, mir eine solche Pastete backen zu lassen, und habe dem Grumbkow gesagt, daß ich, wenn ich einmal Lust habe, wieder eine solche Pastete zu essen, mich bei ihm zu Gast bitten werde*). Du kannst mir also auch zuweilen eine solche Pastete machen lassen, denn sie ist wirklich schön.

Ich werde Eure Befehle erfüllen, Majestät, sagte Böllnitz ganz ernsthaft, indem er sich verbeugte. Fahren wir zuerst fort, mein Haus einzurichten, nachher wollen wir die Schinkenpasteten anfertigen lassen. Da wir von der Jagd gesprochen haben, so müssen wir nun auch von den Pferden reden, denn ich werde von meinen Freunden nicht verlangen können, daß sie zu Fuß auf die Jagd, zu Fuß zu meinen See gehen sollen, in welchem wir fischen werden. Ich muß also für schöne und edle Pferde und für elegante Wagen Sorge tragen, und da die Pferde sich nicht allein putzen und zur Tränke führen

*) Thiébault II, pag. 89.

und die Wagen sich nicht von selber lenken können, so werde ich einer hinlänglichen Anzahl von Stallbedienten, Reitknechten und Jockeys bedürfen.

Das Alles ist wahr, sagte der König, indem er die Rubrik Pferde und Equipagen unter die „Küche und Weinkeller“ schrieb, das Alles ist wahr, nur finde ich, daß Du viel an Deine Freunde und gar nicht ein wenig an Dich selber denkst. Alles ist bei Dir nur auf Deine Gäste berechnet.

Majestät, die Gastfreundschaft ist auch eine der edelsten Tugenden jedes Cavaliers, man kann darin niemals zu viel, sehr leicht aber zu wenig thun.

Der König runzelte die Stirn und sah finster vor sich hin, während die übrigen Herren mit wachsendem Erstaunen auf den Kammerherrn blickten, der so kühn war, dem König auf diese mittelbare Weise alle seine Fehler und Schwächen vorzuhalten.

Pöllnitz allein blieb ganz unbesungen und heiter. Jetzt, da ich mich hinlänglich mit meinen Freunden beschäftigt und für sie gesorgt habe, sagte er, jetzt wird es wohl Zeit sein, auch ein wenig an mich zu denken. Ich bitte also Ew. Majestät, selber festzusetzen, wie viel ich jährlich zu meiner Garderobe bedarf, wie viel Trinkgelder und Almosen, wie viel endlich für das Spiel und zu Geschenken für meine Geliebte.

Ach, Du nennst Deine Gemahlin Deine Geliebte? Es scheint also, daß Du ein sehr zärtlicher Ehemann sein wirst, obwohl Du zweier Treppen und zweier Auffahrten bedarfst.

Majestät, es würde sich für einen Cavalier wenig schicken, Gemahlin und Geliebte in Einer Person zu besitzen. Man hat seine Gemahlin, um zu repräsentiren, seine Geliebte, um sich zu amüsiren, man giebt seiner Gemahlin Namen und Rang, seiner Geliebten Herz und Liebe. Ein wahrer Cavalier liebt seine Gemahlin nicht, aber er verlangt von aller Welt, daß man sie hochschätze als die Dame, welche seinen Namen trägt.

Pöllnitz! Pöllnitz! sagte der König, seine Hand drohend gegen ihn erhebend. Nimm Deinen Cavalier wohl in Acht, daß ich ihm

nicht begegne und in meinem Hause Niemand finde, der ihm gleiche. Ich würde kein Erbarmen mit ihm haben, sondern ihn zerschmettern mit meinem königlichen Zorn.

Pöllnitz fuhr leicht zusammen und hüllte sich in eine Dampfwolke ein, um den König die Betroffenheit nicht sehen zu lassen, die sich in seinen Zügen malte.

Weiter! sagte Friedrich Wilhelm nach einer Pause. Ich habe Dir für jeden einzelnen Satz ein besonderes Jahrgehalt ausgesetzt, weiter also. Aber freilich hoffe ich, daß Du am Ende bist und daß der Dämon, der in Dir wohnt und Dich martert, Deiner eben so reichen als tollen Phantasie jetzt keine weiteren Vorstellungen machen wird.

Ja, Majestät, ich bin fertig und bitte daher Ew. Majestät, zu berechnen, wie viel die Totalsumme dieser verschiedenen Ausgaben beträgt.

Der König rechnete, seine Gesellschafter rauchten und tranken in tiefem Schweigen, Pöllnitz horchte aufmerksam nach den Fenstern hin, welche auf den innern Schloßhof hinausführten und von wo er das Geräusch von Stimmen und Hufschlägen gehört hatte.

Plötzlich stieß der König einen Fluch aus und schlug mit der Faust auf das vor ihm liegende Papier.

So wahr mir Gott helfe, der Pöllnitz hat Recht, sagte der König. Vier Mal hunderttausend Thaler genügen nicht für einen Cavalier von seiner Erfindung. Die Summe hier beläuft sich auf vier Mal hundertfünfzigtausend Thaler.

Und Ew. Majestät gestehen zu, daß ich durchaus nichts Ueberflüssiges und Uebertriebenes gefordert habe?

Das gestehe ich zu.

Demzufolge werden Ew. Majestät die Güte haben, mir fünf Tausend Thaler auszusahlen.

Den Teufel auch! Wie sollte ich mich dazu verstehen können?

Ew. Majestät vergaßen, daß Sie mir versprochen haben, für jedes Tausend, welches die Summe von vier Mal hunderttausend Thaler überstiege, mir hundert Thaler zu bewilligen.

Habe ich das gesagt, meine Herren? fragte der König, und als alle Anwesenden es bestätigten, fuhr Friedrich Wilhelm mit einem lauten Lachen fort: Nun sehe ich doch, daß Ihr Alle den Pölnitz nicht kennt, und doch sind das sehr verschiedene Subjecte. Ich habe nicht gesagt, daß ich Pölnitz das Geld geben wollte, sondern daß ich für jedes Tausend Einhundert seiner ältesten Schulden bezahlen wollte und das ist, bei Gott, eine ganz andere Sache! Wenn ich ihm das Geld gäbe, so könnt Ihr gewiß sein, daß seine Gläubiger keinen Groschen davon bekommen würden. Aber was ich versprochen, das werde ich halten. Du kannst mir morgen ein Verzeichniß Deiner ältesten Schulden geben und ich werde fünftausend Thaler davon bezahlen.

Majestät, aber meine Rechnung ist noch nicht fertig; ich habe erst das Dringendste und Nothwendigste angegeben, und wieviel habe ich selbst dabei nicht vergessen. Ich habe nicht einmal einige Waldhüter verlangt, um die Wilddiebe aus meinem Forst zu verjagen, einige Nachtwächter, um die Räuber von meinem Landhause abzuhalten, die Fische in meinem Teiche zu hüten und mit großen Stöcken in das Wasser schlagend, die Frösche zum Schweigen zu bringen, die sonst auf unangenehme Weise meinen und meiner Freunde Schlaf stören möchten.

Mach, daß Du fortkommst mit Deinen spanischen Luftschlössern, Narr der Du bist! rief der König halb erzürnt, halb belustigt. Suche Dir einen andern König, der reich genug ist, Deinen Tollheiten zu genügen.

Majestät, erlauben Sie, daß ich nirgends etwas anderes suche, sagte Pölnitz, sich tief verneigend. Ich habe einen so gnädigen und edlen Monarchen gefunden, daß ich vollkommen befriedigt bin, nur wollte ich Ew. Majestät und diesen Herren da, welche mir die Ehre erzeigen, mich für einen Verschwender zu halten, beweisen, daß selbst ohne große Ausschweifungen und Tollheiten zu begehen, man ein ziemlich großes Vermögen mit Leichtigkeit verbrauchen kann. Jetzt werden Sie begreifen, daß ich eigentlich einen Beweis merkwürdiger Sparsamkeit gegeben, da ich mit der kleinen Summe von zwei Mal

hunderttausend Thalern vier Jahre ausgekommen bin, statt sie in einem halben Jahre zu verbrauchen *).

Der König lachte und hob den Bierkrug in die Höhe, indem er die Herren aufforderte, mit ihm auf die Gesundheit des „Geizhalses“ Pölnitz anzustoßen.

Alle hoben die Krüge in die Höhe und stießen sie mit lautem Lachen und Jubeln aneinander, aber plötzlich schien es, als wenn ein elektrischer Schlag sie Alle gleichmäßig getroffen hatte, Alle mit Ausnahme des Königs. Diese erhobenen Arme der sechs Cavaliere senkten sich, um die Bierkrüge auf den Tisch hinzustellen, während die Herren zugleich mit eifertiger Hast sich von ihren Sitzen erhoben, um sich tief und demuthsvoll zu verneigen.

V.

Vater und Sohn.

Der König war erstaunt und sprachlos in seinen Sessel zurückgesunken. Er begriff immer noch nicht, welch' ein Zauber diese Herren plötzlich ergriffen, der sie, den Regeln des Tabakscollegiums zuwider, sich von ihren Sitzen erheben machte. — Der König sah nicht, daß sich hinter ihm die Thür geöffnet hatte, daß inmitten des Rauches und Dampfes, der das ganze Zimmer mit schwebenden, zitternden Wolken anfüllte, ein junger Mann sichtbar ward, dessen Erscheinen diesen schnellen und bewältigenden Eindruck auf die sechs Cavaliere des Königs hervorgebracht. Und allerdings lag etwas Erhabenes und Imponirendes in seiner Erscheinung, es war ein wunderbarer Glanz von Schönheit, Seelenadel, Jugend, Hoheit und Me-

*) Thiébault, Vol. III, pag. 65.

lancholie über dieses Antlitz ausgebreitet, dessen scharfe und markirte Linien von herbem Schmerz und bittern Erfahrungen sprachen, während seine schmalen, purpurrothen Lippen von einem so sanften, so weichen und frischen Lächeln umspielt waren, daß man wohl sah, das Herz, welches dieses Lächeln auf seine Lippen sende, müsse noch sehr jung, sehr glaubensvoll und eindrucksfähig sein. Aber wunderbar contrastirten zu diesem gütvollen, feinen, jugendlichen Munde die Augen, welche wie große, geheimnißvolle, unergründbare Sterne aus dem Rahmen dieses schmalen, zartgerötheten Antlitzes hervorleuchteten, und in denen es zugleich flammte und blitzte wie Dolchesspitzen und Diamantensfunken, die in diesem Moment sprühten von jugendlichem Uebermuth und in jenem Moment den festen, stätigen, durchbohrenden Blick eines strengen, beobachtenden Weisen annahmen. Die etwas zurückgebogene Stirn, die mit der geraden, feingespitzten Nase eine ununterbrochene schräge Linie bildete, zeigte schon die wunderbaren, Ehrfurcht gebietenden Erhöhungen, die andeuten, daß der Geist, welcher hinter dieser Schädeldecke eingefangen sitzt, mächtig arbeitet und wühlt, und sein Gefängniß von Knochen untergräbt und aushöhlt, um hinauszugelangen zur Freiheit des Gedankens. — Es war das Auge, der Kopf eines Heros, und hätte er einer Gestalt angehört, welche der kühnen Riesenkraft dieses Blickes entsprochen hätte, so wäre er ein Titane gewesen, welcher mit seiner körperlichen Riesenkraft und Gewalt die Welt wie ein Spielwerk in seinen Händen zerdrücken konnte. Aber seine schlanke, ebenmäßig gebaute, anmuthige Gestalt war indeß mehr zart als kräftig, mehr jungfräulich weich als mannhaft und heroisch. Dennoch fühlte man, daß das Haupt dieser Gestalt Riesenkräfte verleihen würde, und daß, wenn der Titane nicht siegen könnte mit der physischen Kraft seines Armes, er herrschen und siegen würde mit der gebieterischen Kraft seines Geistes *).

*) Ein französischer Reisender, Namens Birré, der eigens die Reise von Paris nach Berlin gemacht hatte, um dort Friedrich den Großen zu sehen, schildert ihn so: *Buste admirable et vraiment royal, mais pauvre et misérable piédestal. Sa tête et sa poitrine sont au dessus des éloges, le train d'en bas au-dessous de la critique.* Siehe Thiébault IV. pag. 163.

Das war die unerwartete Erscheinung, welche plötzlich die Herren vom Tabackscollegium erschreckt und von ihren Sitzen emporgeschneelt hatte, und vor deren leuchtenden, die Dampfwolken durchblitzenden Augen sich die Blicke der Cavaliere schen und unterwürfig zu Boden senkten.

Der König saß noch sprachlos und erstaunt auf seinem Sessel, als der junge Mann schon dicht hinter ihm stand.

Ich erlaube mir Ew. Majestät einen guten Abend zu wünschen, sagte er mit seiner vollen, klangreichen Stimme.

Der König zuckte zusammen, und eine glühende Röthe flog über sein Antlitz hin. Frits! murmelte er leise. Frits! wiederholte er lauter, und schon hörte man es in seiner Stimme wie das Grollen eines fernen, rasch heranziehenden Ungewitters.

Ich komme von Ruppin, wo ich mein Regiment besichtigt habe! sagte der Kronprinz ruhig und freundlich und gleichsam eine Bitte um Entschuldigung und Vergebung seines unerwarteten Kommens aussprechend.

Der König achtete nicht darauf. Sein Mißtrauen loderte schon in hellen Zornesflammen empor, er dachte daran, daß die Königin ihn krank und leidend und an sein Zimmer gefesselt wähnte, er zweifelte nicht einen Augenblick, daß sie den Kronprinzen veranlaßt zu kommen, und daß dieser da sei, um zu sehen, ob das Leben des Königs in Gefahr und ob nicht vielleicht bald der Thron von Preußen leer sei, um seinen Nachfolger zu empfangen.

Diese finsternen Vermuthungen waren es, welche den schnellen Zorn des Königs erregten und sein Herz mit bitterem Mißmuth erfüllten.

Mit einer heftigen Bewegung schob er die dargereichte Hand des Kronprinzen zurück und erhob sich von seinem Sitze. Sein zornblitzendes Auge überslog den ganzen Kreis seiner Gesellschafter, welche noch immer in ehrfurchtsvollem Schweigen den Tisch umstanden.

Weshalb seid Ihr von Euren Stühlen aufgestanden? schrie der König mit zitternder Stimme. Wie dürft Ihr es wagen, meinen Befehlen zuwider zu handeln und Euch also aufzulehnen gegen mein

königliches Machtgebot? Kennt Ihr die Gesetze des Tabackscollegiums nicht mehr? Wißt Ihr nicht, daß diese Gesetze Euch ausdrücklich verbieten, Eure Sessel zu verlassen und stehend Jemand zu begrüßen? Ihr schweigt Alle? Elende Memmen seid Ihr Alle, die nicht einmal sich zu vertheidigen wagen, die immer den Mantel nach dem Winde drehen und mit Jedermann buhlen und heucheln und schmeicheln möchten. Antworte mir, Pölnitz, kanntest Du das Gesetz des Tabackscollegiums nicht, welches Dir das Aufstehen verbietet?

Ich kannte es, Sire, aber ich glaubte bei der Begrüßung des Kronprinzen eine Ausnahme machen zu dürfen.

So glaubten wir Alle, sagte der General von Schwerin mit fester Stimme.

Der König schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Krüge und Flaschen klirrten. Das dachtet Ihr, schrie er, und wußtet doch, daß Ihr selbst um meinet, um des Königs willen, keine Ausnahme machen dürft! Aber freilich, das ist wichtiger als der König! Der Kronprinz, das ist der König der Zukunft, das ist die Sonne kommender Tage! Was der König nicht hat gewähren können, das kann dereinst der Kronprinz geben, von dem König hat man nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten, deshalb wendet man sich dem Kronprinzen zu, deshalb spottet man der Gesetze des Vaters, um dem Sohn zu schmeicheln und schön zu thun. Der Sohn ist ein so feiner, französischer Cavalier, der geziertes Wesen und höfisches Schönthun liebt, für den die edle Frage der Etiquette ein wichtiges Ding ist! Man steht also auf, wenn der Kronprinz in's Zimmer tritt, obwohl man weiß, daß hier in diesem Zimmer Niemand mehr ist und bedeutet als der Andere, und obwohl man hier oft genug vergessen hat, daß ich der König bin! Ja aber den König kann man vergessen, wenn man nur nicht des Kronprinzen vergißt, des Kronprinzen, welcher vielleicht bald König sein wird!

Gott schenke Ew. Majestät ein langes und glückliches Leben, sagte der Kronprinz, welcher während der heftigen Rede des Königs schweigend und unbeweglich hinter dem Stuhl des Königs gestanden.

Wer spricht mit Ihm? Wer heißt Ihn reden, ohne daß ich

Ihn gefragt? rief der König, dessen ganze Gestalt erbehte vor Zorn. Er, welcher die Etiquette so genau kennt, Er sollte doch wissen, daß man zu dem König nicht anders spricht, als wenn dieser gefragt hat? Aber freilich, Er denkt auch, daß der König nichts davon versteht, denn der König ist ein altmodischer Mann, der nicht einmal weiß, wie ein wahrer Cavalier leben und sich darstellen muß. Nun, Pölnitz, da siehst Du einen Cavalier nach Deiner Zeichnung, ein wahres Musterbild eines Cavaliers! Oh, Du glaubtest vielleicht, ich merke nicht, was für ein Gesicht hinter Deinem Bilde steckte, Du meintest, ich hätte den Cavalier nicht erkannt, den Du mir mit so hinreißenden Farben schildertest, um mir zu beweisen, daß er, wenn er nicht Schulden machen solle, viermalhunderttausend Thaler jährlich besitzen müsse. Geduld, Geduld! Noch sind meine Augen offen und ich sehe! Wehe, wehe aber Euch Allen, wenn ich sehe, daß Ihr dem König zu trotzen wagt, um dem Kronprinzen gefällig zu sein! Ich werde Euch beweisen, daß ich noch lebe und daß ich allein der Herr bin. Damit schließe ich das Tabackscollegium und Ihr könnt Euch Alle zum Teufel scheeren!

Da ich den Weg zu demselben nicht kenne, so erlauben mir wohl Ew. Majestät, daß ich statt dessen nach Rheinsberg gehe, und mich hiermit sogleich beurlaube, sagte der Kronprinz, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige verneigte. Friedrich Wilhelm würdigte ihn keines Blickes, er wandte das Haupt ab und sagte nichts als das eine Wort: gehe!

Der Kronprinz verneigte sich abermals mit derselben Ehrfurcht und Förmlichkeit, dann wandte er sich zu den Cavalieren und ihnen leicht mit dem Kopfe zuneigend, sagte er: guten Abend, meine Herren! Ich bedaure aufrichtig, den Unwillen des Königs gegen Sie erregt zu haben. Doch ist dieser Unwille gegen Sie vollkommen gerecht, denn gegen ein vom König gegebenes Gesetz darf man niemals sündigen, selbst nicht, wie Sie es thaten, aus Gutmüthigkeit und großmüthiger Gesinnung!

Und der Kronprinz, welcher mit diesen Worten sich selber ganz aus dem Bereich des königlichen Zorns gestellt und zu gleicher Zeit

Allen genug gethan, dem König, indem er die Gerechtigkeit seines Zorns anerkannte, den Cavalieren, indem er ihre Gesinnung lobpries, machte sich damit zugleich zum Herrn der Situation, aus welcher er nicht als ein gescholtener und gedemüthigter Sohn, sondern als der triumphirende Sieger aus einem heftigen Gefecht hervorging.

Mit leichtem, festem Schritt, mit stolz gehobenem Haupt ging er der Thür zu, während der König, trotz seines Zornes, eine Art Beschämung empfand und sich innerlichst nicht verhehlen konnte, daß er auch diesmal wieder gegen den Kronprinzen gefehlt habe.

Aber gerade dies Bewußtsein machte ihn noch heftiger und stachelte seinen Zorn noch höher auf. Er stieß einen wilden Fluch aus und ließ seine Blicke mit drohenden Blitzen auf den schweigenden, erblaßten, zitternden Cavalieren ruhen.

Heuchler und Mugendiener sind sie Alle, murmelte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, indem er langsam an ihnen vorüberschritt. Haake, gieb mir Deinen Arm und führe mich in das andre Zimmer. Ich mag diese Menschen nicht mehr sehen!

Graf Haake stürzte herbei, und auf seinen Arm gelehnt wankte der König in das anstoßende Gemach.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, schienen die zurückbleibenden Cavaliere aus ihrer Erstarrung zu erwachen. Sie erhoben die gesenkten Häupter und sahen einander an mit halb beschämten, halb zornigen Blicken. Sie waren gescholten worden wie die Kinder und fühlten doch, daß sie Männer waren.

Ihre Ehre hatte eine empfindliche Wunde erhalten, aber die Ehrfurcht vor dem König hinderte sie doch, eine Genugthuung zu fordern. Wie das edle, aber seiner Freiheit beraubte Roß bissen sie in die Zügel, welche ihr Herr ihnen angelegt, und fühlten sich von diesem Zügel unterjocht und zum Gehorsam gezwungen.

Als Graf Haake kam, um den Herren im Namen des Königs zu befehlen, sofort das Schloß zu verlassen, fanden sie nicht den Muth, dieser Aufforderung genug zu thun, sondern machten den Grafen zu ihrem Abgesandten, um den König in den ehrfurchtsvollsten und demüthigsten Worten um seine Verzeihung und seine Gnade zu

bitten, um ihn zu versichern, daß sie Alle ihm bis in den Tod ergeben seien, daß ihr Betragen gegen den Kronprinzen nur die Folge einer unwillkürlichen Unbesonnenheit gewesen, und daß sie damit durchaus nicht gegen die Sr. Majestät allein schuldige Ehrfurcht hätten fehlen wollen *).

Graf Haake übernahm es seufzend, dem König diese Botschaft auszurichten, und begab sich wieder zu ihm, während die bestürzten und tief betrübten Hofleute in bangem, athemlosem Schweigen seiner Wiederkehr harreten.

Endlich öffnete sich wieder die Thür, und Graf Haake kehrte zurück.

Nun, was sagte der König? Hat er uns verziehen? Will er uns wieder zu Gnaden aufnehmen? Zürnt Se. Majestät nicht mehr? Glaubt er wieder seinen treuen, demüthigen und gehorsamen Dienern?

Graf Haake erwiederte alle diese auf ihn einstürmenden Fragen mit einem schwermüthigen Kopfschütteln. Eine Pause athemloser Erwartung trat ein. Alle richteten ihre Blicke auf den Grafen, dessen Lippen für sie das Wort der Verdamniß oder der Gnade aussprechen sollten.

Meine Herren, sagte der Graf endlich, und seine Stimme klang den zitternden Hofleuten hohl und schauerlich wie das unheilvolle Gefrächze des Todesengels, meine Herren, der König läßt Ihnen sagen, daß wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernten, Se. Majestät der König schon Mittel finden würden, Sie mit Gewalt fortzuschaffen **).

Das war eine Drohung, welche den Füßen der angstzitternden Hofleute schnell ihre Muskelkraft wiedergab. Stumm, mit traurigen Mienen und angstvoll scheuen Blicken eilten sie von dannen und erst, nachdem sie das große Portal des Schlosses durchschritten und auf die Straße gekommen waren, athmeten sie beruhigt und glücklich auf, denn sie waren nun befreit von der Furcht vor dem Gefängniß oder dem königlichen Corporalstocke ***).

*) Pöllnitz, Vol. II. pag. 36.

**) Pöllnitz, Vol. II. pag. 37.

***) Es vergingen indeß mehrere Tage, ehe der König seinen Hofherren

Der Zorn des Königs war indeß immer noch nicht versiegt, er lechzte noch nach einem neuen Opfer, um sich zu fühlen, einer neuen Nahrung, um mit seinen lodernden Flammen empor zu schlagen. Aber selbst die Diener hielten sich scheu und ängstlich fern aus dem Bereich des königlichen Krückstoffs, und auch seinen letzten Gesellschafter, den Grafen Haake, hatte des Königs Zornwort aus seiner Nähe verbannt.

Der König war also allein, ganz allein in diesem öden finstern Gemach, dessen trostlose Stille ihn schon zu beängstigen begann. Er ließ sich auf einen Lehnstuhl niedergleiten und schaute mit trüben Blicken sich in diesem Gemache um, das von dem Kronleuchter, an welchem, der Ersparung wegen, nur vier Lichter angezündet waren, nur trübe erleuchtet ward. — Nichts unterbrach diese Stille, und nur zuweilen hörte man vom jenseitigen Flügel des Schlosses herüber einzelne grelle oder dumpfe Töne der heitern Tanzmusik, die noch immer fortduerte in den Gemächern der Königin. Diese Töne machten den König erseufzen und erfüllten sein Herz mit Wehmuth und Zorn zugleich. Die Königin war heiter, während ihr Gemahl litt, sein ganzer Hof freute sich und war guter Dinge, während er einsam, verlassen, zähneknirschend in diesem dunklen freudenlosen Gemache saß. Und doch war er der König, der machtvolle Herrscher über Millionen seiner Unterthanen, die alle vor ihm zitterten, von denen aber vielleicht Keiner ihn liebte, die Alle ihre Augen hinrichteten auf die aufgehende Sonne, auf den Sohn, welcher dem Vater

und Genossen des Tabacscollegiums dieses Vergehen gegen die Gesetze des Tabacscollegiums verzieh, und diese Herren wieder in seine Gesellschaft aufnahm. Der Herzog von Holstein war der Letzte, welchem der König verzieh und ihn wieder zum Tabacscollegium einlud, aber als der König ihn das erstemal wieder sah, sagte er zu dem Herzog: er solle sich nicht einbilden, daß er mehr Vorrechte habe, als Andere, weil er ein Fürst sei, sein Kopf würde eben so gut fliegen, wie der irgend eines andern Privatmannes, wenn er fortführe, der aufgehenden Sonne zu huldigen. — Der Herzog bat um Gnade und erhielt sie. Nur der Kronprinz konnte keine Verzeihung erlangen und erst drei Tage vor seinem Tode versöhnte sich der König mit ihm. — Pöllnitz, Vol. II. p. 363.

so wenig gleich, so wenig der Sohn seines Herzens war! — Als der König das dachte, überkam ihn finstere Trauer, eine nie gefühlte ahnungsvolle Schwermuth. Er dachte daran, daß er vielleicht bald sterben möchte, und daß dann Niemand ihn betrauere, daß Jeder dem Sohn zulächeln und zujauchzen würde! Der König faltete die Hände und betete, in der Angst seines Herzens wandte er sich zu Gott, mit seinem Gebete übertäubte er die Stimme, welche in seiner Brust zu flüstern begann und ihn plagte mit Vorwürfen und Anschuldigungen.

Der König betete; erschöpft von Zorn überkam ihn seine fromme Zerknirschung, seine weltverachtende Gottseligkeit. Wie die Töne der Tanzmusik jetzt zu ihm herüberschallten, empfand er eine fromme Empörung über diese unheilvolle Lustbarkeit, eine freudige Genugthuung mit sich selber, weil er nicht zu den Gottlosen gehörte, welche der weltlichen, eiteln Lust fröhnten, sondern allein und einsam in seinem Kämmerlein war und betete. Wie klein, wie erbärmlich und jammervoll erschienen ihm nun Diejenigen, welche da drüben tanzten und sich freuten, wie zufrieden war er mit sich selber und seinem heiligen Wandel!

Just in diesem Moment öffnete sich die Thür und des Kammerlakaien scheues und ängstliches Gesicht erschien in demselben.

Ew. Majestät hatten befohlen, es sofort anzuzeigen, wenn die Särge, welche gestern angekommen und im weißen Saal aufgestellt sind, ausgepackt sein würden, sagte der Diener. Dasselbe ist jetzt geschehen, und wenn Ew. Majestät befehlen, können die Särge in Augenschein genommen werden.

Ach, mein Sarg ist bereit! murmelte der König, unwillkürlich schauernd. Mein Sarg und der Sarg der Königin. Und die Königin giebt einen Ball und tanzt vielleicht, statt im Gebet ihre Seele zu zerknirschen und Gott zu dienen. Ich will sie wecken aus dieser unheiligen Sinneslust. Es war ein Wink Gottes, daß gerade jetzt die Särge fertig sind. Die Königin soll sie sehen!

Er rief seine beiden Kammerlakaien und befahl dem einen, ihn hinüber zu führen in den Ballsaal, dem andern, den Saal zu erleuchten, in welchem die Särge aufgestellt waren. —

VI.

Im weißen Saal.

Die Königin hatte keine Ahnung von Allem, was in den Gemächern des Königs geschehen war. Treu dem vom Könige gesandten Befehle hatte keiner der zu ihm gerufenen Herren verrathen, wohin er gehe, und die Königin hatte ihre Abwesenheit nicht bemerkt. Sie hatte, nachdem sie die grande tournée durch die Säle vollendet, sich zum Spiel niedergelassen, und unter denen, welche sie zu ihrem Spiel befahl, war keiner von den Herren, welche der König vom Balle hatte abholen lassen.

Die Königin ahnte also nicht, daß ihr Gemahl auf einige Stunden von seinen Schmerzen genesen sei und den Rollstuhl verlassen hatte. Sie war demgemäß heiter und sorgenlos, und ganz im Gefühl ihrer Freiheit und Herrscherwürde, denn das Auge ihres Gemahls drückte sie nicht nieder und legte sich nicht wie ein demüthigender Schleier über das funkelnde Diadem, das auf ihrer Stirn thronte.

Nein, sie war heute ganz sie selbst, ganz Königin! Stolz und glücklich, lächelnd und hoheitsvoll, ganz durchdrungen von ihrer eignen Größe und Herrlichkeit, und daher gütevoll und herablassend gegen die Schaar der ergebener, unterwürfigen, schmeichelnden, lächelnden Menschen, welche sie umgaben. Niemals hatte man die Königin so freundlich gesehen, niemals so königlich und strahlend.

Ihre Brillanten funkelten an ihr wie ein Heer von Sternen, ihre Augen strahlten von Hoheit und Stolz und jedes Wort, welches sie sprach, träufelte wie Manna in den glücklich lächelnden Mund Dessen, an den es gerichtet war.

Die Königin also hatte sich niedergesetzt zum Spiel, an dem die Markgräfin Maria Dorothea, so wie die Gesandten von England und Frankreich Theil nehmen durften. Hinter dem Stuhl der Königin standen die beiden Ehrenfräulein der Königin, an welche diese zuweilen einige Worte richtete, oder sie aussandte, um sich nach den

Prinzessinnen zu erkundigen, welche im anstößenden Tanzsaal sich befanden, und in jugendlicher Fröhlichkeit der Freude des Tages sich hingaben.

Plötzlich verstummte die Musik, und eine seltsame, ungewohnte Stille trat in dem Tanzsaal ein. Die Königin, welche eben die ausgetheilten Karten mit ihren von Brillanten blizenden Fingern ordnete, wandte sich lächelnd an eins der Hoffräulein und befahl ihr, wenn der Tanz beendet sei, die beiden Prinzessinnen zu ihrer Mutter zu rufen, dann lenkte sie wieder ihre Aufmerksamkeit dem Spiel zu, als plötzlich Prinzess Amalie bleich und schreckensvoll hereinstürzte und zu der Königin hineilte, welcher sie rasch einige Worte in's Ohr flüsterte.

Sophie Dorothea stieß einen leisen Schrei aus und suchte zusammen in jähem Schreck. Der König! Mein Gott, der König! murmelte sie.

Er scheint sehr zornig, flüsterte Prinzess Amalie. Lassen Sie ihn Ihre Brillanten nicht sehen!

Die drei Spielgenossen der Königin saßen in ehrfurchtsvollem Schweigen, die Karten in der Hand, um den Tisch und warteten auf die Karte der Königin. Aber plötzlich legte die Königin alle ihre Karten auf den Tisch und mit einer heftigen Bewegung das Collier von ihrem Halse und die Bracelets von ihren Armen ablösend, nahm sie die funkelnden Geschmeide und verbarg sie in der großen Tasche ihres Kleides *).

Löse mir jetzt noch rasch die langen Ohrgehänge aus, Amalie! flüsterte sie, und während die Prinzessin diesem Befehl folgte, hob die Königin ihre Karten wieder vom Tische auf.

Der Glanz war von ihr gewichen, die Brillanten hatten sich schon in ihrer Kleidertasche verkrochen, das Feuer ihrer Augen war erloschen. Der König war da, Sophie Dorothea war also keine strahlende Königin mehr, sondern ein scheues, demuthsvolles, abhängiges und den Zorn ihres Gemahls fürchtendes Weib!

Die Spielgenossen der Königin saßen noch immer mit nieder-

*) Thiébault, Vol. II. pag. 54.

geschlagenen Augen und schienen gar nichts gemahr geworden zu sein von dem raschen Toilettenwechsel der Königin. Sie harrten noch immer auf die Karte der Königin.

Sophie Dorothea hatte ihre Karten wieder aufgehoben und spielte eine Dame aus. Lord Hastings überschlug sie mit dem König.

Verloren! sagte die Königin mit einem traurigen Seufzer. Die Damen verlieren immer, wenn der König kommt! Aber immer bleibt es ein Trost, wenn man nur durch den König gestürzt wird, fügte sie mit einem Lächeln hinzu, welches die stolze Königin dem gedemüthigten Weibe abzurufen vermochte.

Dann spielte sie ruhig weiter, obwohl sie sehr wohl bemerkt hatte, daß der König bereits in der Thür des Tanzsaals stand und sie beobachtete.

Als der König auf sie zuschritt und ihren Namen nannte, wandte die Königin sich mit dem Ausdruck freudiger Ueberraschung zu ihm hin und stand auf, um ihm entgegen zu gehen.

Ah, mein König, welch' eine große Freude Sie uns da bereiten! sagte sie lächelnd. Es ist sehr liebenswürdig von Ew. Majestät, dieses Fest mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen.

Doch komme ich, um dieses glänzende Fest auf einige Augenblicke zu verdunkeln, sagte der König mit rauhem strengem Ton, indem er den Arm der Königin heftig unter den seinigen schob. Es ist wohl gut und nothwendig, sich inmitten der rauschenden Erdenfreuden ein wenig an die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen zu erinnern und die üppige Musik mit einem Gebet zu unterbrechen. Ich bin gekommen, um Eurer an Eitelkeit kranken Seele diese Arznei einzugeben. Kommt also mit mir, Königin! Ihr da, fuhr der König fort, indem er den Kopf rückwärts wandte zu der Hofgesellschaft, welche in schweigenden, erstaunter Gruppen sich zusammengedrängt hatte, Ihr da könnt uns begleiten!

Er zog die Königin mit sich fort; lautlos ordnete sich hinter ihnen der Zug der festlich geschmückten Gäste, welche, dem königlichen Befehl gehorchend, dem Königspaare folgten. Wohin? Niemand

wußte das. Selbst die Königin hatte ihren Gemahl vergeblich darum gefragt und von ihm keine Auskunft erhalten.

Dieser lange Zug gepuzter, von Blumen, Brillanten, Uniformen und Ordenskreuzen strahlender Menschen bot indeß einen sehr glänzenden, sehr heitern und festlichen Anblick dar; man hätte glauben mögen, es seien die Hochzeitsgäste, welche in feierlicher Prozession sich nach der Kirche begaben, um dort der Trauung eines glücklichen Brautpaares beizuwohnen. Aber die Beiden, welche dem Zuge voran schritten, sahen nicht aus, wie ein glückliches Brautpaar. Der König blickte mit gerunzelter Stirn, mit fest aufeinandergepreßten Lippen starr vor sich hin. Die Königin sah bleich und erschrocken aus und ihre Augen irrten unstät umher, als suchten sie überall irgend eine Gefahr, ein nahendes Schreckniß.

So ging der Zug schweigend und ernst durch den von Blumen duftenden Tanzsaal und die glänzend erleuchteten Vorzimmer. So ging es weiter über den Corridor und die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf und wieder jetzt den Corridor entlang bis zu jener großen Thür dort, die zu dem von Friedrich Wilhelm angelegten und ausgeschmückten „weißen Saal“ führte.

Wir sind zur Stelle! sagte der König, indem er selber die Thür öffnete und die Königin in den Saal führte.

Aber plötzlich stieß Sophie Dorothea einen Schrei aus und taumelte einige Schritte rückwärts, während man hinter ihr die neugierigen, erstaunten und erschrockenen Gesichter der Hofleute sah, welche sich eiligst durch die Thür in den Saal vordrängten.

Zwei Särge, murmelte die Königin entsetzt, indem sie ihre scheuen Blicke bald auf die ernstesten, prunkenden Särge richtete, bald in dem großen Saal umherschweifen ließ und angstvoll auf die hohen ernstesten Gestalten der marmornen Churfürsten hestete, die in feierlicher Ruhe in diesem Saale des Todes Wache hielten bei den Särgen der Lebendigen.

Ja, zwei Särge! sagte der König rauh und strenge. Unsere Särge, Sophie! Und in dieser Stunde wollte ich sie Dir und dem versammelten Hofe zeigen, damit ihr Anblick Euch Alle aufrüttle aus

Eurer unheiligen und sinnlichen Lust. Der Tod mußte an Euer Herz klopfen, damit es erwache aus seinem wollüstigen Schlafe und in sich gehe! Ja, in diesen Särgen werden wir dereinst ruhen und mit allem Flittertand und aller Herrlichkeit wird es ein Ende sein! Niemand wird mehr Furcht haben vor meinem Blick und meinem Stoch. Niemand wird sich mehr freuen über den schönen Putz der Königin und über die prächtigen Brillanten. Der Staub wird zum Staube zurückkehren, und der König und die Königin werden nichts mehr sein, als Würmerfraß!

Doch! rief Sophie Dorothea, deren edles und stolzes Herz sich tief gedemüthigt fühlte von dieser frömmelnden Zerknirschung ihres Gemahls. Doch, wir werden mehr sein als nur Staub und Würmerfraß. Den Staub gemeiner Sterblichen wird die mächtig waltende Hand der Zeit in alle Winde zerstreuen und über ihre Gräber wird die Geschichte mit vernichtendem Fuß hinschreiten, aber an den unsern wird sie stehen bleiben und unsern Staub wird sie sammeln, um uns daraus ein Denkmal zu errichten; wenn man unsern Leib von Fleisch und Blut einsetzt in die Gruft unserer Ahnen, so wird aus derselben unsere Gestalt doch wieder emporsteigen, wenn auch nur mit Gliedern von Stein und mit einer Brust ohne Herz! Sehet da, mein Gemahl, diese edlen und erhabenen Gebilde Eurer Ahnen. Auch sie sind hinabgestiegen in die Gruft, aber ihre Gestalten von Marmor sind doch die Treppen wieder hinaufgewallt und in unsern herrlichsten Sälen nehmen sie die ersten Plätze ein, um unsern Worten zuzuhören und unsere Thaten anzuschauen.

Und während die Königin so sprach, leuchtete ihr Antlitz in einer wahrhaft erhabenen Energie und Schönheit; sie war jetzt in Wahrheit hoheitsvoll und strahlend, auch ohne den Glanz ihrer Brillanten. Die Königin hatte sich selber wieder gefunden, und das angstvolle, zagende Weib war von ihr besiegt worden. Sie war nicht mehr bloß die Gemahlin Friedrich Wilhelms, sie war die Schwester des Königs von England, die Mutter des Königs der Zukunft, sie war die Königin!

Aber Friedrich Wilhelm in seiner gottseligen Zerknirschung nahm

Uergerniß an ihren leuchtenden Blicken, ihrem stolz zurückgeworfenen Haupte. Er fühlte, daß diese Seele sich eben frei gemacht von dem Drucke eines fremden, sie belastenden Willens, daß sie ein von ihm abgelöstes eigenes, freies Dasein in sich trüge. Aber sie sollte ihn wieder anerkennen als ihren Herrn, sich wieder bußfertig beugen unter das Joch! Die Königin sollte wieder das Weib werden, das dem Manne gehoramt, weil die Bibel befiehlt: „Und er soll Dein Herr sein!“

So mögen denn unsere Ahnen zuschauen, wie wir jetzt vor ihnen unsere Särge probiren! sagte der König, seine Hand fest und schwer auf die Schulter der Königin legend. Wir wissen, daß Dich die Brillanten herrlich kleiden, und daß ich kein ganz übler Mann in meiner Uniform bin, jetzt laß uns einmal sehen, wie uns unser Sarg kleiden wird.

Was wollen Sie damit sagen, mein König? fragte Sophie Dorothea, ihre angstvollen, zitternden Blicke auf den Gemahl heftend.

Ich will damit sagen, daß wir zusehen wollen, ob wir dereinst mit Anstand und Würde unsere Plätze in unsern Särgen einnehmen werden, daß wir uns heute einmal zum Scherz in unsere Särge legen wollen, wie wir es dereinst in allem Ernste thun müssen!

Aber dies wäre ein grausamer Scherz! rief die Königin.

Oh ja, den Kindern dieser Welt erscheint Alles grausam, was sie an den Tod und die Vergänglichkeit aller Freude gemahnt, sagte der König mit Emphase. Aber solch' Mahnen ist doch gut und heilsam, und wenn wir uns daran gewöhnten, zuweilen den Festsaal zu verlassen, um in unserm Sarge auszuruhen von den Freuden des Lebens, so würden wir ohne Zweifel ein viel gottseligeres und ernsteres Leben führen! Lege Dich also immer in den Sarg, Sophie Dorothea, Deine Seele wird Vortheil davon haben und meine Augen werden ein Bild sehen, welches sie, gelobt sei Gott, doch nimmer schauen können, sie werden Dich im Sarge sehen.

Oh, Sie sind jünger als ich, mein Gemahl, rief die Königin, Sie werden mich einst begraben und es wird also nicht nöthig sein, mich zur Probe in den Sarg zu legen!

Zwinge Deine Seele und mache sie demüthig und stille, sagte der König, welcher heute eine fieberhafte Anwandlung von Frömmigkeit hatte. Wir sind hierher gegangen, um unsere Särge zu probiren. Wir wollen es also thun!

Ich wäre nicht gekommen, wenn ich die Absicht Eurer Majestät gekannt hätte, sagte die Königin in sich erschauernd.

Du wärst gekommen, weil ich es will, murmelte der König, dem die Röthe des Zorns schon die Wangen erglühen machte und dessen Augen schon wüthende Blitze schossen.

Sophie Dorothea sah diese Symptome des aufsteigenden Gewitters, und sie wußte, daß, wenn dieses einmal zum Ausbruch gekommen, es tobend alle Dämme und alle Schranken durchbrechen würde. Sie mußte also diesem Ausbruch zuvorkommen, diese Zornesbäche hemmen, bevor sie entfesselt herabstürzten.

Sie rief mit einer gebieterischen Handbewegung eine ihrer Hofdamen herbei und sagte stolz und ruhig: Reichen Sie mir die Hand, Gräfin! Ich bin müde und will einmal ausruhen auf diesem Lager von neuer und ungewöhnlicher Form.

Und mit dem Anstand und der Erhabenheit einer wahrhaft königlichen Seele hob sie ihr Gewand ein wenig empor, um den Fuß über den Rand des Sarges zu heben und ihn auf den Boden desselben zu setzen. Jetzt stand sie in dem Sarge, groß, stolz aufgerichtet, gebieterisch und majestätisch anzuschauen. Dann, mit einer unnachahmlichen Grazie, neigte sie sich und ließ sich langsam niedergleiten auf den Boden.

Der Sarg ächzte und erdröhnte leise, unter den Hofleuten entstand ein ungewöhnliches Gemurmeln des Unwillens und Entsetzens. Der König stand neben dem Sarge und Sophie Dorothea heftete auf ihn ihre Blicke mit einem so seltsamen, flammenden, durchbohrenden Ausdruck, daß der König unwillkürlich die Augen zu Boden senkte und nicht den Muth fand, ihren Blicken zu begegnen.

Sophie Dorothea sah es und lächelte. Dann hob sie sich langsam wieder empor und stand wieder stolz und ruhig da.

Gräfin Haake wollte ihr die Hand darreichen, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Die Königin wehrte sie stolz zurück.

Nicht doch! sagte sie. Die Könige und Königinnen verlassen ihr Grab nur durch ihre eigene Kraft und Größe und gestützt auf die Hand der Geschichte.

Dann überschritt sie den Rand des Sarges und sich tief vor dem Könige verneigend, sagte sie: Jetzt ist an Ihnen die Reihe, mein Gemahl!

Der König zuckte zusammen und warf einen finstern, mißtrauischen Blick auf die Königin; ihre so einfach gemeinten Worte hatten für ihn dennoch einen prophetischen unheimlichen Sinn, und ein leises Grauen überschlich ihn, als er sich dem Sarge näherte. Aber mit einer gewaltigen Kraftanstrengung sich selber überwindend, stieg er in den Sarg und winkte einen Hofherrn herbei, ihm beim Niederlegen behülflich zu sein.

Ah, es ruht sich gut auf diesem Lager, sagte Friedrich Wilhelm, indem er mit Behagen seine Glieder streckte. Hier also werde ich einst schlafen, bis es Gott gefällt, mich wieder aufzuwecken.

Möge dieses Einst noch ferne von uns sein, mein Gemahl und König! rief die Königin feierlich. Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu reichen, um Ihnen beim Emporsteigen aus dem Sarge behülflich zu sein.

Sie reichte dem König die Hand dar und dieser, sie mit Lebhaftigkeit ergreifend, war eben im Begriff, sich emporzurichten, als draußen ein seltsames, ungewöhnliches Geräusch sich vernehmen ließ. Man hörte einen lauten, durchdringenden Schrei, der sich mehrmals wiederholte, dann den Schall eiliger Schritte, die sich dem Saale näherten. Die Hofleute murmelten und flüsterten untereinander, man sah ihre Gesichter erbleichen und ihre Mienen einen erschrockenen Ausdruck annehmen.

Was giebt's? fragte der König, der noch immer im Sarge saß.

Niemand antwortete, man sah sich schon untereinander an, man flüsterte sich einander unverständliche Worte zu, aber Niemand wagte zu reden.

Ich befehle, daß man mir sagt, was da vorgeht, rief der König, indem er mühsam versuchte, sich aufzurichten.

Der Ober-Hofmeister trat vor. Ew. Majestät, draußen stehen zwei Soldaten, welche im Corridor die Wache hatten. Sie behaupten Beide, daß eben eine lange, weiße Gestalt mit verschleiertem Antlitz und schwarzen Handschuhen langsam an ihnen vorüber, den Corridor entlang, hierher gegangen sei. Da sie glaubten, daß irgend Jemand sich in einer unziemlichen Vermummung Ew. Majestät hier nahen wolle, folgten sie der Erscheinung und sahen sie eben in den Saal hier treten. Deshalb kamen sie herbeigerannt, um sie aufzuhalten, aber Ew. Majestät sehen wohl, daß Niemand hier ist.

Die weiße Frau! murmelte der König entsetzt, indem er ganz kraftlos, ganz zerbrochen in den Sarg zurück sank. Die weiße Frau, ganz verschleiert und mit schwarzen Handschuhen, das bedeutet meinen nahen Tod!

Die weiße Frau! flüsterten die Hofleute erschauernd und unwillkürlich von der Thür zurückweichend, durch welche die unheilsvolle Erscheinung in ihre Mitte getreten sein sollte.

Die Königin allein schwieg. Sie blickte mit einem seltsamen, forschenden Ausdruck hinüber nach den ernstesten Marmorgestalten der Churfürsten und ihre Seele war fernab bei dem geliebten Sohn Friedrich.

VII.

Das Gossräulein und der Gärtner.

Es war ein köstlicher Maientag. Der Flieder blühte, die Vögel sangen und sanft schaukelten sich die Schwäne auf dem glatten Spiegel des von blühenden Wasserlilien und duftigem Gesträuch umgebenen Teiches, der sich inmitten des Kronprinzlichen Gartens in Rheinsberg

befand. Es war in der Frühe des Morgens. Die Bewohner des Schlosses, das diesen Garten begrenzte, schienen noch zu schlummern. Die Fenster waren noch geschlossen und verhangen und noch hörte man nichts von dem Geräusch des frohen und ungebundenen Lebens, das sonst die Bewohner dieses heitern und reizenden Schlosses erfreute und ergötzte. — Keine andere Musik ließ sich vernehmen, als der schmetternde Gesang der Nachtigallen, die fröhlichen Jubellieder der Lerchen und Finken, die in den Laubdächern der hohen Bäume, welche dort drüben den Garten begrenzten, sich verborgen hielten. Der Kronprinz also schlummerte noch, denn seine Flöte schwieg, und das war für alle Schloßbewohner immer ein sicheres Zeichen, daß der Schloßherr noch nicht erwacht sei oder daß er mindestens noch nicht seinen Tag beginnen wollte. Die Musik seiner Flöte war das Morgenopfer, mit welchem der junge Fürst jeden Tag begrüßte, und die, gleich der Memnonsfäule, welche erklang, wenn der Strahl der Sonne sie berührte, den schmeichelnden Hofleuten verrieth, daß auch ihre Sonne erstanden sei.

Aber die Flöte schwieg; die Sonne war also noch nicht aufgegangen, obwohl sie hier draußen im Park schon ihre goldenen Streiflichter durch das Laubwerk und die duftenden Gesträuche zog, und schon den Thau aus dem Kelche der Blumen aufgetrunken hatte. Es war überhaupt eine heiße Nacht gewesen, und der Thau hatte die Pflanzen und Blüthen nur spärlich erquickt.

Fritz Wendel, der Gärtner, war daher schon beschäftigt, mit der großen Gießkanne die Blumen zu tränken und den Staub von den Gesträuchen fortzubrausen. Aber indem er's that, wählte er zugleich die schönsten Blumen aus und pflückte sie ab, indem er sorgfältig und angstvoll bemüht war, sie hier und dort unter den Gesträuchen zu verbergen, vielleicht um sie vor der Gluth der Sonne zu schützen, vielleicht aber auch um sie vor den Augen neugieriger Beobachter zu sichern. Und doch waren solche Augen schon da und beobachteten ihn, und ruhten auf ihm mit so zärtlichem und lachendem Ausdruck, daß man wohl sah, das junge Mädchen, welchem diese Augen angehörten, müsse ein besonderes Interesse hegen an dem schönen hochgewachsenen

Gärtner, der in seiner einfachen und bescheidenen Tracht, und mit seiner auffallenden und imponirenden Schönheit die alten Fabeln von den verkleideten Göttern wieder zur Wahrheit zu machen schien. Man konnte versucht sein, ihn für den Gott Apoll zu halten, der von irgend einer Daphne gereizt, sich in Knechtsgestalt gehüllt, um der Hirtin zu nahen, welche er liebte. — Vielleicht dachte das auch dieses liebreizende junge Mädchen, das deshalb hinter dem Fliederbusche verborgen ihm zuschaute und ihre lachenden Blicke auf ihn gerichtet hatte, oder vielleicht hielt sie ihn für einen gebornen Prinzen und harrete nur sehnsüchtig des Moments, wo er seine Verkleidung abwerfen und ihr ebenbürtig sein würde. Denn sie war, wenn nicht eine Prinzessin, doch das Hoffräulein einer Prinzessin, und selber von vornehmer Geburt. Aber was kümmert sich die Jugend um den Stammbaum und die Wappenschilder, und was hatte dieses dreizehnjährige Kind darnach zu fragen, ob Fritz Wendel der Sohn eines Fürsten oder eines Bauern wäre. Er gefiel ihr, denn er war schön und jung, und — er hatte noch einen sehr großen Vortheil für sich — er war ihr erster Anbeter. Die ganze Welt sonst nannte das Fräulein von Schwerin noch ein Kind und schäkerte mit der kleinen Louise. Die Kronprinzessin hatte sich dieselbe von ihrer Mutter als eine Art Spielzeug erbeten zur Unterhaltung ihrer einsamen Stunden, und der Titel „Hoffräulein“, den man dem dreizehnjährigen Kinde gegeben, war auch nur ein Scherz, den man belachte, und der nur dazu dienen sollte, dem kleinen Fräulein von Schwerin zu jeder Stunde des Tages eine ungehinderte Entrée bei der Prinzessin zu sichern.

Aber die kleine Louise war nur den Jahren nach ein Kind, sie hatte schon das Herz und die Gedanken einer Erwachsenen, sie war schon mit ihrem Empfinden, ihrer Phantasie, ihren lebhaften Wünschen ein Weib, und zwar ein feuriges, liebeglühendes. Nichts verletzte daher mehr ihren Stolz, als wenn man sie ein Kind nannte, und nie fühlte sie sich glücklicher, als wenn man zu Gunsten ihres Verstandes, ihrer Schönheit und ihres gereiften Geistes ihrer Jahre zu vergessen schien.

Fritz Wendel, der junge Gärtner, hatte das Glück gehabt, diese

gar nicht zu wissen. Für ihn war „das kleine Fräulein von Schwerin“ eine durchaus erwachsene Dame, mehr als das, sie war die Göttin, welche er anbetete, die Fee, deren Blicke genügten, um seine Blumen blühen und sein Herz klopfen zu machen. Für sie allein pflegte er die Blumen, sorgte er für die Pfirsiche und Melonen an den sonneglühenden Spalieren, für sie allein hatte Gott die Welt geschaffen, denn sie war die Königin der Welt, und es war daher so natürlich, daß auch der arme Fritz Wendel ihr zu Füßen lag und sie zur Gebieterin seines ganzen Daseins machte.

Das kleine Fräulein hatte ihren stummen, schwärmerischen „ersten Liebhaber“ jetzt lange genug beobachtet, um dieses unnatürlichen Schweigens überdrüssig zu sein, und eben, wie Fritz Wendel eine prächtige Narzisse pflückte, trat Fräulein Louise hinter dem Fliederbusch hervor und wünschte ihm lächelnd einen guten Morgen.

Fritz Wendel zuckte zusammen und eine glühende Röthe fuhr über sein Antlitz hin. Er war so verlegen, daß er ganz vergaß, den Gruß des Fräuleins zu erwidern, und sich nur tiefer herniederbeugte zu den Blumen, mit denen er eben beschäftigt war.

Für wen sollen die Blumen? fragte Louise, welche jetzt dicht neben ihm stand. Und warum hast Du just die schönsten und besten versteckt, und willst sie nicht zu dem Bouquet hinzufügen, welches Du für die Prinzessin jeden Morgen pflücken mußt?

Man hat mir nicht befohlen, daß ich für die Kronprinzessin immer die schönsten Blumen pflücken muß, sagte Fritz Wendel, der noch immer nicht wagte, das Fräulein anzusehen. Der Kronprinz hat mir nur befohlen, jeden Morgen neue Blumen in die Vasen der Kronprinzessin zu thun, das ist Alles!

Das ist, wie mir scheint, nicht Alles! rief Louise lachend. Denn Ihr habt noch Blumen gepflückt außer diesen. Für wen sollen denn diese sein, wenn sie nicht für die Fürstin bestimmt sind?

Fritz Wendel wagte es, das Auge zu erheben und das junge Mädchen, welches so liebreizend und lächelnd vor ihm stand, mit schüchternen Blicken anzusehen.

Sie sind auch für eine Fürstin bestimmt, sagte er ganz leise, für meine Fürstin!

Ach, Ihr habt also noch eine besondere Fürstin, für die Ihr Blumen pflückt?

Ja, ich habe noch meine Fürstin, der ich diene, die über mich zu gebieten hat, für die ich bereit bin, mein Leben hinzugeben, für die ich Räuber, Mörder und Wegelagerer werden kann, wenn sie's will und wenn sie mir einen Wink giebt, es zu thun! rief der feurige junge Mann mit aller Energie eines leidenschaftlichen, ungebändigten Naturells.

Fräulein von Schwerin spielte nachlässig mit dem Fliederbüschel, das sie in der Hand hielt. Sie pflückte die einzelnen kleinen Blüthen davon ab und warf sie in die Luft und blies sie, sich auf die Spitzen ihrer niedlichen Füßchen erhebend und hin und her tänzelnd, immer wieder empor, wenn sie herabflatterten.

Ich möchte wohl wissen, sagte sie dann lächelnd, woher es kommt, daß ich alle Morgen einen so prächtigen Blumenstrauß in meinem Zimmer finde, und wer so kühn ist, mir ein Bouquet zu pflücken, das schönere Blumen enthält, als alle Vasen in den Zimmern der Kronprinzessin.

Sicher ist es Jemand, der das gnädige Fräulein anbetet, sagte der junge Gärtner mit niedergeschlagenen Augen und über seine eigene Kühnheit erröthend.

Dann muß es also ein vornehmer Herr sein, einer von den Hofcavalieren des Kronprinzen vielleicht, rief Fräulein von Schwerin mit einem neckischen Seitenblick auf ihren verlegenen Anbeter. Wer anders könnte es wagen, mich zu lieben und mir Blumen zu schenken!

Ja, Ihr habt Recht, wer könnte es wagen, murmelte Fritz Wendel traurig. Aber Fräulein, haben Sie niemals gehört von solchen Wahnsinnigen, die ganz das Bewußtsein dessen verlieren, was sie sind, und sich für Könige und Kaiser halten und selber Gott sich gleichzustellen wagen? Vielleicht ist derjenige, welcher Euch die Blumen bringt, ein solcher Wahnsinniger, und eben weil er toll ist, hielt er sich für Ihresgleichen!

Mein Gott! wie blaß Ihr eben seid, rief Louise, welche den jungen Mann jetzt mit unverstellter Zärtlichkeit anblickte. Und warum weint Ihr denn, Fritz?

Sie nahm seine Hand und sah ihm fest mit einem seltsamen, halb neugierigen, halb herausfordernden Ausdruck in die Augen.

Fritz Wendel zuckte bei ihrer Berührung zusammen wie in schauerndem Entzücken, und riß fast ungestüm seine Hand zurück. Ich weine, weil ich nur ein elender Gärtner bin, murmelte er, ich weine, weil ich nicht vornehm und reich und glänzend bin, wie Eure Hofherren!

Gestern bei Tafel erzählte der Herr von Kaiserling von einem österreichischen General, der nur eines armen Bauern Sohn, und einst ein Kuhhirt gewesen, sagte Louise bedeutungsvoll. Jetzt ist er General und hat die Tochter eines Grafen geheirathet!

Fritz Wendels Antlitz strahlte vor Energie und Muth. Mein Gott, warum haben wir keinen Krieg, rief er ganz begeistert, ich würde auch General werden, denn ich würde kämpfen wie ein Löwe.

Ach, Ihr wollt General werden, um dann auch eines Grafen Tochter zu heirathen?

Nicht eines Grafen Tochter, Fräulein, aber —

Fritz Wendel! Fritz Wendel! ließ sich in der Ferne eine rufende Stimme vernehmen.

Es ist der Obergärtner, sagte der arme Gärtner traurig. Lebt wohl, Fräulein! Seid gnädig und erbarmungsvoll und geht morgen wieder im Garten spazieren.

Er nahm seinen Korb mit Blumen und eilte hastigen Schrittes die lange Allee hinunter.

Fräulein von Schwerin sah ihm mit zürnenden Blicken nach. Wieder keine Liebeserklärung! murmelte sie, mit dem Trotz eines zornigen Kindes auf den Boden stampfend. Er soll mir aber eine Liebeserklärung machen. Frau von Morien hat mir erzählt, daß es kein schöneres und himmlischeres Gefühl giebt, als wenn man zum ersten Mal eine Liebeserklärung bekommt. Auch hat sie mir gesagt, daß man immer am klügsten thut, wenn man seine Liebhaber nicht

unter Seinesgleichen wählt, sondern entweder höher oder niedriger, weil man dann gewiß sein kann, nicht von ihnen verrathen zu werden. Gestern erzählte sie mir, daß Niemand sie so angebetet habe, wie der Jägerbursche, der bei ihrem Vater diente, als sie in meinem Alter war, und daß kein anderer Mann sie jemals wieder so geliebt und bewundert habe, wie dieser. Nun, Fritz Wendel betet mich auch an, und ich will, daß er mir eine Liebeserklärung macht, und ich muß endlich wissen, ob das wirklich ein so herrliches Gefühl ist. Morgen soll er's thun, morgen will ich so freundlich und so zärtlich sein, daß er gar nicht umhin kann, mir seine Liebe zu gestehen. Aber jetzt fort in's Schloß, damit mich Niemand hier findet!

Und das junge Mädchen hüpfte leicht wie eine Gazelle von dannen.

VIII.

Der Diplomat von Manteuffel.

Der Garten war jetzt wieder einsam. Nur die Vögel sangen und flatterten hin und wieder, nur der Morgenwind säufelte in den Bäumen, sonst war Alles lautlos und still. Aber das dauerte nicht lange. Bald hörte man wieder das Geräusch nahender Schritte, und eine neue Gestalt zeigte sich am Eingang der großen Allee.

Es war wieder eine Dame, wenn auch nicht so schön und jung wie das Fräulein von Schwerin, doch immer noch schön genug, um darauf Ansprüche machen zu können, zu dem schönen Geschlecht gerechnet zu werden. Sie war in einem überaus reizenden und geschmackvollen Morgenanzug, der ganz dazu geeignet war, die edlen Formen ihrer stolzen, hohen Gestalt noch mehr hervorzuheben, dessen keusche Züchtigkeit indeß sehr wenig zu ihren strahlenden, heraus-

fordernden Blicken, zu dem reizenden, lockenden Lächeln ihrer Lippen paßte.

Sicher war auch sie nicht gekommen, um nur die Schönheit und Frische der Morgenluft einzuathmen und an der Pracht der Blumen sich zu erfreuen. Ihr Auge schweifte theilnahmlos darüber hin und achtlos eilte sie vorüber an den Fliederbüschen und dem duftenden Jasmin. Jetzt, am Ende der langen Allee blieb sie einen Moment stehen und warf ihre spähenden Blicke nach allen Seiten umher. Als sie sah, daß Niemand in ihrer Nähe und sie ganz allein, ganz unbeobachtet war, schlüpfte sie zur Seite in das dichte Bosket und gelangte endlich, auf einem engen und überwachsenen Pfade weiter gehend, zu der Ringmauer des Gartens. Vor einer, in derselben angebrachten Pforte blieb sie stehen und lauschte mit angehaltenem Athem. Als Alles still blieb, klatschte sie dreimal in die Hände, dann lauschte sie wieder. — Jetzt ließ sich jenseits der Mauer dasselbe dreimalige Händeklatschen vernehmen.

Die Dame lächelte zufrieden und rief mit lauter, silberheller Stimme: Guten Morgen im Namen Gottes!

Und des Teufels! erwiderte eine tiefe männliche Stimme von der andern Seite der Mauer.

Er ist's! flüsterte die Dame, indem sie rasch aus ihrer Kleider- tasche einen Schlüssel hervorzog und die Thür in der Mauer öffnete.

Sofort schlüpfte der Mann, welcher draußen gestanden, herein, und sich tief vor der Dame verneigend, küßte er ehrfurchtsvoll ihre dargereichte Hand.

Guten Morgen, Graf Manteuffel, sagte die Dame lächelnd. Sie sind in der That so pünktlich, als ob Sie zu einem verliebten Stellbichlein gekommen wären.

Tempi passati! seufzte der Graf. Ich bin verheirathet!

Ich auch! lachte die Dame. Das hindert indeß nicht, daß —

Daß Sie noch immer feurige Bewunderer und schmachtende Liebhaber finden, unterbrach sie der Graf. Aber Sie sind noch immer jung und schön, während ich alt geworden bin! Sagen Sie mir, Gnädigste, wie Sie es angefangen haben, immer noch sich diese rei-

zende Jugendfrische zu bewahren und diese köstlichen glänzenden Augen, die mich, als ich noch ein Herz hatte, so sehr in ihren Zaubernezen gefangen hielten.

Die Dame sah ihn mit einem scharfen, spöttischen Blicke an. Graf Mantouffell, sagte sie, ohne Zweifel wollen Sie etwas ganz Besonderes von mir, da Sie heute so überaus freundlich und anbetungsvoll sind! Aber kommen Sie. Gehen wir erst bis zu dem kleinen Pavillon, der hier in der Nähe ist. Dort finden wir bequeme Sitze und sind sicher, nicht behorcht zu werden.

Sie gingen schweigend an der Mauer hin, bis zu dem Pavillon, zu dessen Thür derselbe Schlüssel paßte, welcher die Gartenpforte geöffnet hatte.

So, hier sind wir sicher, sagte die Dame, indem sie den Spitzenschleier zurückschlug, den sie leicht um ihr Haupt gelegt hatte. Kommen Sie, Graf, setzen wir uns Beide auf diesen Divan und nun sagen Sie, weshalb Sie mich heute um diese Zusammenkunft bitten ließen, und wie es kommt, daß Sie nicht wie sonst Ihren Kammerdiener sandten, damit er meine Briefe empfangen und Ihnen bringe?

Ich hatte eine unbezwingliche Sehnsucht, Sie zu sehen, einmal wieder in Ihr holdes Antlitz zu schauen, seufzte der Graf.

Und doch sagten Sie vorher, daß Sie kein Herz mehr haben? fragte die Dame lachend.

Sie sind die Zauberin, welche es wieder zum Leben erweckt. Sie machen in der That Ihrem Namen Ehre, und Dank der Frau von Brandt, brennt mein Herz wieder in hellen Flammen.

Graf, man sieht es wohl, daß Sie sich da auf einem Ihnen nicht mehr bequemen Wege befinden! rief Frau von Brandt lachend. Sie werden fade, wenn Sie den Courmacher spielen wollen und sind doch anerkanntermaßen sonst einer der schlauesten und geistreichsten Diplomaten. Aber ich bitte Sie, nur mit mir keine diplomatischen Schleichwege! Halten wir uns nicht bei der Schale auf, sondern gehen wir gerade auf den Kern los! Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe ganz genauen Bericht abgestattet über die hiesigen Zustände und Verhältnisse, und auch über

den Stand meiner Finanzen, die in der That denen des Kronprinzen gleich sind, das heißt, seine Kasse ist so leer, wie die meinige.

Und Sie Beide haben eine Kaiserin, welche glücklich ist, diese Leere wieder ausfüllen zu können, sagte Graf Mantouffell, indem er eine gefüllte Börse, durch deren große seidene Maschen man das Gold hervorleuchten sah, aus seinem Busen zog und sie der Dame lächelnd darreichte. Nur daß es leider verschiedene Kaiserinnen sind, welche so glücklich sind, dem Kronprinzen und der Frau von Brandt hülfreich sein zu dürfen!

Was wollen Sie damit sagen, Graf? Wir verstehen uns schon nicht mehr, und ich bitte Sie, nicht in Räthseln zu sprechen, denn ich fürchte alle Anstrengungen für meinen Kopf.

Ich will damit sagen, daß der Kronprinz sich in seinen Geldverlegenheiten nicht mehr an die Kaiserin von Oesterreich wendet. Und doch hat diese, als die nächste Verwandte, als die leibliche Tante der Frau Kronprinzessin wohl das erste und nächste Recht auf das Vertrauen des Kronprinzen.

Vielleicht aber ist seine Schuldenlast größer als die Börse der Kaiserin von Oesterreich, sagte Frau von Brandt.

Er hätte das erst versuchen und die Börse der Kaiserin auf die Probe stellen sollen, wie er es doch in früheren Jahren oftmals gethan, in Jahren, wo nicht nur der Kronprinz, sondern auch die Markgräfin von Baireuth die Freigebigkeit ihrer kaiserlichen Tante kennen gelernt *). Aber der Kronprinz hat ein treulos Herz und er vergißt empfangene Wohlthaten sehr leicht.

Ja, das thut er, seufzte Frau von Brandt. Wir armen Weiber haben darunter zu leiden. Er hat uns Alle geliebt und Alle vergessen.

Alle? fragte Graf Mantouffell lebhaft.

Alle, Graf! Wir sind ihm Alle nichts weiter als das Spielzeug einer Stunde, dann aber wird er unserer überdrüssig und wirft

*) Mémoires de Frédérique Sophie Willielmine, Markgrave de Baireuth. T. II. pag. 84—85.

uns bei Seite. Es giebt nur eine Dame, welche er treu und unerschütterlich liebt.

Und diese Dame heißt?

Die Flöte, Graf! Ach, Sie machen ein trauriges Gesicht? Ja freilich, diese Dame läßt sich nicht bestechen, weder von dem österreichischen Golde, noch von den Schmeicheleien des klugen Grafen Manteuffel, sie bleibt immer verschwiegen, immer geheimnißvoll, sie verräth ihren Geliebten nicht. Ach, Graf, wir könnten Beide lernen von dieser edlen Flöte. Ja, glauben Sie mir, ich würde versuchen, ihr zu gleichen, wenn ich unglücklicherweise nicht so vielerlei Dinge gebrauchte, welche eine Flöte nicht gebraucht, und wenn nicht die Goldstücke Oesterreichs einen so verführerischen Glanz hätten. Aber Sie, Graf Manteuffel, weshalb gleichen Sie nicht der Flöte? Weshalb haben Sie überall Ihre Spione und Hordher? Weshalb machen Sie sich am preussischen Hofe zum Spion des österreichischen, Sie, welcher doch Gold, Rang und Ehre genug besitzt, um diesen gewöhnlichen Bestechungsmitteln widerstehen zu können?

Graf Manteuffel's Stirn umwölkte sich ein wenig und er preßte unwillig seine Lippen auf einander. Aber er bezwang bald diese augenblickliche Aufwallung und war wieder der freundliche, gelassene und aufmerksame Diplomat.

Ich diene dem österreichischen Hofe aus Neigung, sagte er, aus Liebhaberei, und jedenfalls aus redlicher Gesinnung. Ich diene ihm, weil es einmal meine innigste Ueberzeugung ist, daß Oesterreich dazu berufen ist, ein einiges Deutschland zu bilden, alle anderen deutschen Fürsten zu verjagen und Oesterreich zu Deutschland zu machen, indem es Deutschland zu Oesterreich macht. Preußen also muß aufgehen in Oesterreich und sich vor ihm beugen als der Vasall vor dem Lehnsherrn. Das ist meine politische Ueberzeugung und darnach handle ich.

Und für diese politische Ueberzeugung empfangen Sie österreichisches Geld und österreichische Orden, rief Frau von Brandt lachend. Dieser politischen Ueberzeugung zu Liebe haben Sie überall Ihre Spione, am Hofe zu Potsdam, am Hofe zu Dresden, so wie hier

an dem kleinen Hofe zu Rheinsberg. Nicht genug, daß Sie den Koch des Kronprinzen gewonnen haben, daß er für Sie ein Tagebuch schreibt *), ist es Ihnen auch gelungen, die Frau von Brandt, meine kleine bescheidene und demüthige Person, in Ihr Interesse zu ziehen, und ich selber weiß am besten, daß Ihnen das eine ziemliche Summe Geldes kostet. Und jetzt wollen Sie mich glauben machen, daß Sie das Alles um Ihrer politischen Ueberzeugung willen thun? Oh, oh, mein theuerster Graf, ich bin auch eine kleine Diplomatin und ich habe auch meine Ueberzeugungen. Eine von diesen ist, daß der Graf Manteuffel, dieser harmlose Quinze vingt, eigentlich auf der Welt nur Eine Leidenschaft hat: eine politische Rolle zu spielen und nebenbei so viel Geld als möglich zu verdienen. Und ob dieses Geld preussischen oder österreichischen Ursprungs sei, das ist dem guten Manteuffel ganz gleichgültig.

Und wozu soll dieser lebenswürdige Scherz dienen? fragte Graf Manteuffel mit einem erzwungenen Lachen.

Dazu, mein lieber Graf, daß wir einander kein müßiges Spiel vormachen, sondern wahr und aufrichtig miteinander handeln und Beide die Maske abnehmen, wenn wir, wie eben jetzt, allein sind. Ich diene Ihnen, weil Sie mir dafür Geld geben, Sie dienen Oesterreich, weil es Ihnen dafür Geld giebt. Ich würde aufhören, Ihnen zu dienen, wenn Sie mir nicht mehr, wie heute, in kritischen Momenten eine gefüllte Börse brächten, und Sie würden nicht mehr für Oesterreichs Oberherrschaft schwärmen, wenn eines Tages unglücklichweise Ihnen die österreichische Geldquelle nicht mehr fließen

*) Preuß in „Friedrich des Großen Jugend und Thronbesteigung“ sagt vom Grafen Manteuffel, daß er für den Kronprinzen zu den Verdächtigen gehörte, daß er überall seine Forscher hatte und was er in Berlin oder aus Dresden erfuhr, für baares Geld nach Wien berichtete. Nicht genug, daß jedes Gespräch mit Friedrich Wilhelm, jede Unterhaltung mit dem Kronprinzen dorthin in Briefen geschrieben wurde, suchte er die Handlungen und den Charakter Beider und der Ihrigen zu erspähen, und so wie er einen Geheimen Sekretair in Dresden monatlich mit 60 fl. Kaisergeld zu solchem Zweck besoldete, so diente ihm auch Friedrich's Koch Duval als Zwischenträger. Preuß pag. 182.

wollte. Nun, mein lieber Graf, denke ich, daß wir uns verstehen, und jetzt sagen Sie mir ohne Umschweife: was wollen Sie von mir? Was haben Sie mir zu sagen?

Oh, sehr Vieles und sehr Wichtiges!

Ich wußte es! lächelte Frau von Brandt. Ihre Schmeicheleien verriethen Sie. Zur Sache also. Fangen wir an!

Zuvörderst also, theuerste Baronin, müssen Sie wissen, daß der Kronprinz in wenig Tagen König sein wird.

Nicht doch, Graf, der Kronprinz bekam gestern Abend einen Courier, der ihm von dem bessern Befinden des Königs Nachricht gab. Der Kronprinz war sichtlich erfreut darüber und hat befohlen, daß das für heute bestimmte Fest zum Namenstage der Frau von Morien statthaben soll.

So besitzt diese also immer noch die Liebe des Kronprinzen?

Frau von Brandt zuckte die Achseln. Liebe! Ich sagte Ihnen schon zuvor, der Prinz liebt nur seine Flöte.

Auch die Kronprinzessin nicht?

Auch diese nicht! Und vielleicht würde er die Prinzessin nicht lieben, selbst wenn sie sich in eine Flöte verwandeln könnte. Sie ist aus keinem guten Holz geschnitzt und giebt keinen schönen Ton von sich, würde er zu Quants sagen, und damit würde er sie für immer in ihr Futteral einschließen.

Und glauben Sie, daß er es auch mit der Prinzessin so machen wird, obwohl sie nicht Flöte ist? Glauben Sie, daß er sie bei Seite wirft?

Die Kronprinzessin fürchtet es.

Und auch die Kaiserin!

Aber warum gab man auch einem so musikalischen Prinzen eine Frau, welche nicht bloß gar nichts von der Musik versteht, sondern sogar eine durchaus heisere, krächzende Stimme hat und so undeutlich spricht, daß der Kronprinz sie nicht verstehen würde, selbst wenn sie die geistreichsten Dinge sagte. Mein Gott, man nimmt doch eine Frau nicht bloß, um sie anzusehen, sondern auch, um mit ihr zu sprechen.

Sie glauben also, daß der Kronprinz, sobald er zur Freiheit gelangt, das heißt König wird, sich von seiner Gemahlin scheiden läßt? fragte Graf Manteuffel nachdenklich.

Niemand kann das wissen, Graf! Der Kronprinz spricht zu den vertrautesten Freunden niemals über seine Gemahlin, und selbst in den zärtlichsten Momenten hat die Morien vergeblich versucht, hierüber etwas von ihm zu erfahren. Der Kronprinz ist sehr vorsichtig und sehr mißtrauisch.

Frau von Morien muß gewonnen werden, murmelte Graf Manteuffel.

Das ist eine sehr schwierige Arbeit, sagte Frau von Brandt. Denn unglücklicher Weise ist sie reich und legt wenig Werth auf das Geld. Es giebt nur ein Mittel. Verschaffen Sie ihr einen Liebhaber, der noch schöner, noch leidenschaftlicher und feuriger ist, als der Kronprinz, und sie wird sich gewinnen lassen. Denn Sie wissen wohl, daß die gute Morien ein sehr empfängliches Herz hat.

Ich bitte Sie, Baronin, lassen Sie uns ernsthaft bleiben. Es sind sehr wichtige und folgenreiche Dinge, welche wir besprechen und unsere Zeit ist gemessen: Frau von Morien muß gewonnen werden. Sie allein hat jetzt Einfluß auf das Herz des Kronprinzen, sie muß ihren Einfluß dahin anwenden, daß der Kronprinz sich nicht von seiner Gemahlin scheiden läßt! Sie, meine theuerste Baronin, müssen die Frau von Morien dahin bringen, daß sie das thut, Sie mit Ihrer hinreißenden und bezaubernden Beredtsamkeit müssen der Frau von Morien begreiflich machen, daß dies allein eine Sühnung ihres strafwürdigen Wandels sei, daß dadurch allein sie sich den Himmel verfühnen kann, wenn sie den treulosen Gemahl in die Arme seiner edlen Gemahlin zurückführt.

Sie kann ihn nicht dahin zurückführen, wo er niemals gelegen hat.

Aber sie kann ihn verhindern, die Kronprinzessin und den kaiserlichen Hof durch eine Scheidung zu entehren. Die Kronprinzessin muß die Gemahlin des Königs bleiben. Das ist das einzige Band, welches den König noch wieder mit Oesterreich vereinigen kann! Denn

Oesterreich hat viele und mächtige Feinde in der Umgebung des Kronprinzen, der gefährlichste von ihnen Allen ist Suhm.

Nun, der gehört mindestens nicht zu der Umgebung des Kronprinzen, denn Sie wissen wohl, daß er als außerordentlicher Gesandter Sachsens in Petersburg ist.

Das eben ist das Unglück! Der Kronprinz vertraut ihm unbedingt, sie schreiben sich in Ziffern, die man, trotz aller Anstrengung bis jetzt nicht hat ergründen können, deren Resultate aber sind, daß Suhm dem Kronprinzen schon einmal vom Herzog von Curland ein Darlehn von zehntausend Thalern angeschafft und daß er ihm jetzt von der Kaiserin Anna ein Jahrgeld von vier und zwanzig Tausend Thalern bis zu seiner Thronbesteigung gesichert hat *). Die erste Jahreszahlung hat der Kronprinz jetzt eben empfangen.

Das ist ein Märchen, rief Frau von Brandt lachend. Der Kronprinz ist arm wie Hiob und wird von seinen Gläubigern seit einiger Zeit wahrhaft belagert. Kein Tag vergeht, ohne daß irgend einer dieser Vampyre kommt ihn heimzusuchen, sei es mit Briefen oder in eigener Person.

Und Rußland muß es sein, welches ihm in dieser Verlegenheit Hülfe bringt! rief Graf Manteuffel ganz verzweiflungsvoll. Aber wir müssen Alles aufbieten, diesem gefährlichen Feinde entgegen zu wirken und Preußen für Oesterreich zu gewinnen. Deutschland bedarf der Ruhe, und Preußen darf Oesterreich nicht feindlich gegenüberstehen. Preußen gegen Oesterreich in Waffen hieße das Gleichgewicht von ganz Europa erschüttern und einen Krieg hervorrufen, der vielleicht Jahre lang Deutschland in Blut und Thränen badete. Oesterreich will Alles thun, um dies zu vermeiden, wir Beide, meine edle Freundin, werden Oesterreichs Bundesgenossen sein, wir werden ihm helfen, so viel wir vermögen. Rußland hat Preußen Geld gegeben, es ist wahr. Aber solche Verpflichtungen hören in der Stunde auf, wo man dies Geld zurückerstattet. Wenn der Kronprinz den

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. XVI, Correspondance avec Mr. de Suhm pag. 340, 356, 360, 384.

Thron bestiegt, wird er seine Schulden an Rußland bezahlen, und Alles ist abgethan. Wir werden also ein anderes Band suchen müssen, welches Preußen mit Oesterreich auf dauerndere Weise vereinigen kann. Sie müssen mir helfen es zu weben. Der Kronprinz darf sich von seiner Gemahlin nicht scheiden lassen. So wird die künftige Königin von Preußen die Nichte der Kaiserin sein, und das legt auch dem König einige verwandtschaftliche Pflichten auf. Damit sich diese aber noch steigern, damit die Verwandtschaft der beiden Häuser noch inniger und enger werde, müssen wir noch eine Heirath im österreichischen Interesse zu Stande bringen. Der Prinz August Wilhelm, der wahrscheinliche Nachfolger des jetzigen Kronprinzen muß, wie dieser, eine braunschweigische Prinzessin heirathen! Eine Schwester der Kronprinzessin.

Das ist unmöglich! rief Frau von Brandt lebhaft.

Unmöglich? Warum unmöglich?

Weil der Prinz August Wilhelm auf diesen Plan nicht eingehen wird, weil er eine leidenschaftliche, große Liebe im Herzen trägt, eine Liebe, welche selbst Sie rühren würde, wenn Sie überhaupt noch ein Herz hätten oder Mitleid empfinden könnten.

Mein Gott, wir sprechen von Staatsangelegenheiten und Sie mischen die Liebe hinein, rief Graf Manteuffel mit einem kalten, verachtenden Lächeln. Was hat denn die Politik mit der Liebe zu thun? Mag der Prinz lieben, wen er will, vorausgesetzt, daß er nur die Prinzessin von Braunschweig heirathet.

Aber dies ist eine edle und große, eine wirkliche Liebe, Graf. Eine Liebe, über welche wir keine Macht haben, denn der Teufel hat nicht dabei seine Hand im Spiel, sondern sie ist rein wie der Himmel und wünscht für sich den Segen des Himmels. Sie müssen dies aufgeben, Graf, der Prinz August Wilhelm wird diese Prinzessin nicht heirathen. Sein Herz gehört der schönen Laura von Pannewitz und er ist viel zu edel, viel zu hochherzig, um seine Hand ohne sein Herz hinzugeben.

Graf Manteuffel lachte laut. Ein königlicher Prinz, welcher ein kleines Hoffräulein liebt und sie heirathen will. Wie romantisch

das ist, wie erhaben! Welch' ein köstlicher Stoff zu einem empfindsamen Roman. Ah, meine liebe Baronin, ich gratulire Ihnen! Diese Erfindung macht Ihrem Dichteramt alle Ehre, und ich sehe noch die Zeit kommen, wo man Sie als eine berühmte Romanschriftstellerin preisen wird.

Spotten Sie immerhin, Graf. Ich wiederhole Ihnen dennoch: Prinz August Wilhelm wird die Prinzessin von Braunschweig nicht heirathen, denn er liebt das schöne Hoffräulein der Königin und ist fest entschlossen, sie zu seiner Gemahlin zu machen.

Man wird diese Entschlossenheit zu brechen wissen, sagte der Graf Manteuffel lächelnd. Der Kronprinz selber wird uns dabei behülflich sein, glauben Sie mir. Er ist kein verliebter Schwärmer wie Prinz August Wilhelm und er wird niemals darein willigen, daß sein Bruder eine Mesalliance mache.

Und der Prinz, sage ich Ihnen, wird lieber sterben, als der schönen Laura entsagen.

Nun, wenn er ihr nicht entsagen will, so muß sie es thun, sagte Graf Manteuffel mit einer grausamen Ruhe.

Arme Laura, seufzte Frau von Brandt, sie liebt ihn so glühend. Ihr Herz wird brechen, wenn sie ihn aufgeben muß.

Ah bah, das Herz jeder Frau ist ein oder mehrere Male gebrochen, aber es heilt immer wieder zusammen, und wenn es von der Sonne einer neuen Liebe bestrahlt wird, verschwinden selbst die früheren Wundmaale und Narben. Sie selbst, theuerste Baronin, haben das an sich erfahren! Erinnern Sie sich noch der schönen Tage unserer so heißen, so leidenschaftlichen und großen Liebe? Glaubten wir nicht Beide zu sterben, als wir uns trennen mußten, rangen wir nicht die Hände zu Gott empor und baten ihn um den Tod, als um den willkommenen Erlöser? Und leben wir nicht heute noch, um die Schmerzen von damals mitleidig zu belächeln und uns zu erinnern, wie oft wir seitdem noch dem Glück entgegengejauchzt und der Liebe einen Triumphbogen in unserem Herzen erbaut haben?

Es ist wahr, seufzte Frau von Brandt, man überlebt seine Schmerzen, und das Herz des Weibes hat viel Aehnlichkeit mit dem

Regenwurm, es lebt und zuckt weiter, wenn es auch in Stücke zerschnitten ist.

Graf Mantouffle lachte. Nun, sagte er, das Herz der schönen Laura von Pannwitz ist eben auch nur ein Regenwurm, und wir dürfen uns nicht scheuen, es in Stücke zu zerreißen, denn es wird dennoch fröhlich weiter leben. Sie, meine theuerste Freundin, sollen das Messer sein, welches die Operation vollführt. Willigen Sie ein?

Frau von Brandt schwieg und blickte traurig und wie in Gedanken verloren vor sich nieder. Es ist wahr, flüsterte sie dann, man überlebt es, aber unser bestes Sein stirbt doch daran! Ich wäre niemals geworden, was ich jetzt bin, wenn man mich nicht gewaltsam aus dem Traum meiner ersten Liebe emporgerissen hätte. Wir werden Laura von Pannwitz nicht tödten an ihrem Leibe, sondern an ihrer Seele.

Und da wir glücklicher Weise keine Seelsorger sind, so dürfen wir uns deshalb nicht beunruhigen. Die Politik hat nichts darnach zu fragen, und die Politik will, daß der Prinz August Wilhelm sich der Prinzessin von Braunschweig vermähle. Die Politik verlangt ferner, daß der Kronprinz sich von seiner Gemahlin nicht scheide, sondern, daß die Nichte der Kaiserin den Thron Preußens besteige. Zu beiden Dingen müssen Sie uns helfen! Sie müssen den Prinzen und seine Geliebte überwachen und die rechte Zeit und Stunde abwarten, um es zu einem Ecclat zu bringen, Sie müssen durch Ihre hinreißende Beredsamkeit die Frau von Morien dahin bringen, daß sie den Kronprinzen bestimmt, sich nicht von seiner Gemahlin zu trennen. Das ist Ihre Aufgabe, eine schöne und edle Aufgabe, denn sie soll den Frieden einer Ehe hüten, soll zwei edle Herzen zu ihren Pflichten gegen die Welt zurückführen und soll endlich ein neues Band zwischen den beiden mächtigen Fürstenhäusern in Deutschland knüpfen. Auch wird die Gemahlin Kaiser Karls VI., die edle Kaiserin, nicht undankbar sein gegen ihre Bundesgenossin, die Frau von Brandt. An dem Tage, an welchem der Prinz Wilhelm sich mit Prinzessin Louise Amalie von Braunschweig vermählt, empfängt Frau

von Brandt von der Kaiserin ein Geschenk von zwanzigtausend Thalern, um sich dafür einen Brillantschmuck zu kaufen.

Das Antlitz der Frau von Brandt strahlte vor Vergnügen und Lust. Der Prinz soll und wird die Prinzessin Louise Amalie heirathen, sagte sie. Ich büрге Ihnen dafür! Von heute an werde ich der böse Dämon sein, welcher diese so romantische, so empfindsame Liebe mit der schönen Laura mit seinem Gifthauch verpestet und sie zu Tode hegt. Mein Gott, weshalb soll ich auch Mitleid mit ihr haben? Sie leidet eben das Schicksal aller Frauen, mein Schicksal! Wer hat denn Mitleid mit mir gehabt, wer hat mich errettet? Niemand hörte auf mein Jammergeschrei, und Niemand soll hören auf das Klagegeschrei der schönen Laura von Pannewitz! Sie ist verurtheilt, Graf. Aber horch! Hören Sie da diesen leisen, schwebenden Ton, welcher zu uns herüberdringt? Der Kronprinz ist erwacht, er hat sein Fenster geöffnet und spielt die Flöte. Wir müssen uns also trennen, denn der Garten wird sich jetzt beleben. Wir haben heute früh eine Wasserfahrt auf dem See und dann wird Chasot uns hier im Pavillon Voltaire's neuestes Drama vorlesen.

IX.

Der Kronprinz Friedrich.

Frau von Brandt hatte sich nicht getäuscht. Der Kronprinz war erwacht, und seine Flöte brachte der schönen sonnigen Natur, welche ihm durch die geöffneten Fenster ihre duftigen Blüthengrüße sandte, sein musikalisches Morgenopfer dar. Mit der Flöte an den Lippen stand er da und blickte strahlenden Auges und heiteren Angesichtes hinaus in die schöne, lachende Gotteswelt. Eine freudige Ruhe, ein heiliger Friede strahlte von seinem schönen Angesicht, sein

ganzes Innere schien heute in der schönsten Harmonie, der durchsichtigsten Zufriedenheit sich zu baden, und die sanften, schmelzenden Töne seiner Flöte waren nur der Widerklang seiner eigenen Gedanken und Empfindungen. Plötzlich hielt der Kronprinz inne und neigte sein Haupt mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit seitwärts, gleichsam als wolle er die eben verklungenen Töne, von denen die Luft noch erzitterte, noch einmal erklingen hören.

Das war gut, sagte er lächelnd, und ich denke, dieses Adagio darf ich niederschreiben, ohne Quantens Born zu erregen.

Er nahm seine Flöte wieder auf und leise das eben Gespielte noch einmal rezitirend, ging er im Zimmer auf und ab.

Ich will es jetzt sogleich aufzeichnen und heute im Abend-Concert werde ich es meinen gestrengen Herren Musikern vortragen.

So sprechend verließ der Kronprinz sein Toilettenzimmer und ging hinüber in seine „Bibliothek“. Wie er in dies Gemach eintrat, überflog ein liebliches Lächeln des Kronprinzen Züge und er neigte, wie zum Gruße, sein Haupt. Aber man konnte auch in der That nichts Reizenderes und Geschmackvolleres sehen, als diese Bibliothek. Angelegt nach des Kronprinzen eigenen Angaben, trug sie ganz den Charakter und war gewissermaßen ein treues Portrait des Kronprinzen. Kunst und Natur, die Einfachheit des Gelehrten, der Luxus des Fürsten, der geläuterte Geschmack eines Kunstkenners, die Empfindsamkeit und Schwärmerei des Jünglings und der Ernst des von bitteren Erfahrungen und Schmerzen früh gereiften Königssohnes, Alles das konnte man in diesem Gemache wiederfinden, und Alles das hatte zusammengewirkt, um es zu einem Tempel der Musen und Wissenschaften, der Kunst und der Freundschaft zu gleicher Zeit zu machen. Das Gemach, wie gesagt, befand sich in dem neuen Thurme, den Knobelsdorf als Gegenstück des schon vorhandenen bei der Vergrößerung des Schlosses aufgeführt hatte. Seine runde Form schon gab ihm etwas Eigenthümliches, Originelles und machte den Vergleich mit einem Tempel zu einem ganz natürlichen, ungezwungenen. Rings an den Wänden standen in hohen Glaschränken die Meisterwerke der Dichter aller Zeiten, Voltaire, Racine, Molière,

Corneille neben dem Livius, Homer, Cäsar, Cicero, Terenz, Ovid, denen sich die Dichter des neuen Italiens, Dante, Petrarca und Macchiavelli gesellten. Alles, was nur einen Namen und einen guten Klang hatte in der Literatur der Völker, das fand seinen Weg in diese Bibliothek des Kronprinzen, Alles, mit Ausnahme der Werke deutscher Autoren. — Zwischen den Bücherschränken, deren Gesimse hier und da mit den Büsten berühmter Schriftsteller verziert waren, standen in den Nischen kleine, mit blaßrothem Seidenzeug überzogene Divans, über denen in schwer vergoldeten Rahmen wohlgetroffene Portraits berühmter Zeitgenossen und Freunde des königlichen Prinzen aufgehangen waren. Das größte und schönste derselben war das Portrait Voltaire's; ihm war der Ehrenplatz geworden, und wenn der Kronprinz, an seinem Schreibtisch sitzend, den Blick emporzuschlug von der Arbeit, so traf er jedesmal auf dieses lächelnde, von Geist, Schönheit, Grazie und Bosheit leuchtende Antlitz des französischen Dichters, den der jugendliche Kronprinz sich zu seinem Liebling erwählt hatte, und mit dem er seit Jahren schon in einem vertrauten, aber vor dem König sorgsam verschwiegen gehaltenen Briefwechsel stand. — Die hohen Bogenfenster der Bibliothek waren geöffnet, und durch dieselben hatte man die herrlichste Aussicht auf den Garten und den im Sonnenglanze wie flüssiges Silber strahlenden See *).

Der Kronprinz ging mit hastigen Schritten zu seinem Schreibtisch, und ohne die unerbrochenen Briefe, welche dort lagen, zu beobachten, nahm er hastig eins der liniirten Notenpapiere zur Hand und begann zu schreiben, indem er zugleich leise vor sich hin die Melodie summete, welche er da so eben aufzeichnete. Zuweilen auch warf er die Feder bei Seite und griff nach der Flöte, welche er neben sich gelegt, um einzelne Accorde und Passagen noch einmal zu prüfen, bevor er sie niederschrieb. Es war ein schönes Bild, diesen jungen Mann inmitten dieses edlen, einfachen und geschmackvollen Gemaches, voll so lächelnder, friedlicher Ruhe zu sehen, sein Antlitz zu beobachten, welches von edler Begeisterung, von einer höheren Majestät

*) Bielfeld, lettres familières. Vol. 1. pag. 78.

strahlte, als wie sie irgend ein brillantfunkelndes Diadem, oder eine Königskrone zu verleihen vermag, von der Majestät des poetischen Schaffens und Empfindens. Dieser junge Mann da mit dem Begeisterung flammenden Antlitz war zu dieser Stunde nicht der Fürst, nicht der Erbe eines Königthums, er war ein Dichter und Künstler, welcher unter Schauern des Entzückens die erhabenen und geheimnißvollen Zuflüsterungen seines Genius empfängt und in andächtigem Gehorsam aufzeichnet, was ihm ein Gott vertraut.

So, das wäre vollendet, sagte der Kronprinz, endlich die Feder bei Seite legend. Ich habe mein Adagio fertig, und ich denke, Duanz wird heute nichts zu brummen haben, er wird sich auch einmal entschließen müssen, mit seinem Schüler zufrieden zu sein, denn dieses Adagio ist gut, ich fühle es und weiß es, und wenn die Venda's heute wieder ihre stumpfnäsigen, verzopften Kunststrichtermienen anlegen wollen, so werde ich ihnen sagen — Nichts werde ich ihnen sagen, unterbrach sich der Prinz lächelnd, indem er das Notenblatt bei Seite schob. Nein, nichts werde ich ihnen sagen! Ach, es verlohnte sich wohl der Mühe, diesen Herren zu zeigen, daß mir an ihrer Zufriedenheit etwas gelegen ist, und daß ich buhle um ihren Beifall! Man muß das die Menschen niemals sehen lassen, denn es ist eine elende, kleinliche Race, diese Menschheit, und wer ihnen vertraut, der hat auf Sand gebaut, und wer sich ihnen hingiebt und sie liebt, der ist verloren. Oh, ich sehe noch eine Zeit kommen, wo ich die ganze Menschheit verachten, der ganzen Welt mißtrauen werde! Und doch ist mein Herz so weich und schlägt so menschlich warm allem Höhern und Schöneren entgegen, doch würde es mich so glücklich machen, die Menschen lieben und ihnen vertrauen zu können! Aber sie wollen's nicht, sie vertragen's nicht. Bin ich nicht umgeben von Spionen, die jede meiner Mienen beobachten, jedes meiner Worte belauschen, um es dann getreulich nach Berlin zu referiren und es als ein ätzendes Gift dem König in die Ohren zu träufeln? Oh mein Gott, mein Gott, was habe ich nicht Alles schon erfahren und gelitten! Mit welchen grausamen Hammerschlägen hat man nicht auf meine Brust geschlagen, als ob mein Herz der Ambos wäre, auf welchem

man mein Glück, meine Liebe und mein Vertrauen zu den Menschen als glühendes Eisen verarbeiten müßte, um daraus Nägel zu schmieden für meinen Sarg! — Bah, welch ein Unsinn ist dies Alles, fuhr der Prinz dann nach einer Pause fort. Die Maienluft, scheint es, macht mich schwermüthig. Fort mit diesen Spinnengeweben der Melancholie! Ich habe nicht Zeit zu seufzen und zu träumen.

Er stand auf und ging einige Male hastig im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zum Schreibtisch und griff nach den Briefen. Wie er den Blick auf die ersten dieser Adressen heftete, flog ein stolzer, glücklicher Ausdruck über sein Antlitz hin.

Von Voltaire! murmelte er leise, indem er hastig das Siegel erbrach, und mit ungeduldiger Eile das Papier öffnete, welches zwei Briefe und einige lose, bedruckte Papiere enthielt. Der Prinz stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, und die beiden Briefe kaum beachtend, hefteten seine Augen sich mit einem unaussprechlichen, halb zärtlichen, halb neugierigen Ausdruck auf die gedruckten Bogen hin, die er in der Hand hielt.

Endlich, endlich also! rief der Kronprinz freudig. Endlich wird sich mein Wunsch erfüllen, und der erste Schritt zum Ruhm und zur Größe ist gethan. Ich werde kein unbedeutender, ungekannter Mensch mehr sein, der kein anderes Verdienst hat, als daß er der Sohn seiner Väter, der Erbe eines Thrones ist! Ich werde einen Namen haben, ich werde mir Ruhm erwerben, denn ich werde ein Schriftsteller und ein Dichter sein, ein Autor, der seine Stelle einnimmt in der Republik der Geister und keiner Königskrone bedarf, um in den Büchern der Geschichte verzeichnet zu werden. Der erste Schritt ist gethan. Der Anti-Macchiavelli wird gedruckt. Ich werde dies Ungeheuer hämißcher und dämonischer Staatsweisheit unter meine Füße treten, und ganz Europa soll sehen, daß ein deutscher Fürst der Erste ist, welcher eine Lanze bricht gegen dieses Ungethüm Macchiavelli, der die Menschen zu den Sklaven der Fürsten machen, und sie einschmieden will in das Joch zitternden gedankenlosen Gehorsams, der aus den Fürsten Ungeheuer machen will, denen die Menschheit fluchen, die sie bis in das innerste Mark ihrer Seele

verachten muß. — Und indem der Prinz seine Blicke wieder auf das Papier in seiner Hand heftete, las er mit erhobener, von edlem Unwillen zitternder Stimme:

„Wenn es schon ein Vergehen ist, die Unschuld einer Privatperson zu zerstören, die doch nur einen unbedeutenden Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so verwerflicher, Fürsten geistig zu verderben, Fürsten, welche ihre Völker regieren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, durch ihr eigenes Beispiel auf ihre Unterthanen wirken und sich durch ihre Herzensgüte, Seelengröße, Menschenliebe und Milde als sichtbare Stellvertreter Gottes bethätigen sollen. Die Plagen des Himmels sind immer nur vorübergehend, verwüsten nur einige Gegenden, und diese wenn auch traurigen Unfälle lassen sich wieder gut machen, aber die Verbrechen der Könige schaffen unheilbares Ungemach, und zwar für ganze Volksstämme. Wie treulos und bedauernswürdig ist die Lage der Nationen, die von dem Mißbrauch der höchsten Gewalt Alles zu befürchten haben, wenn ihre Güter der Habsucht der Fürsten, ihre Freiheit seinen Launen, ihre Ruhe seinem Ehrgeiz, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit und ihr Leben seiner Grausamkeit ausgesetzt sind“ *).

Der Kronprinz schwieg und blätterte weiter in den Druckbogen seines Anti-Macchiavelli, dann slog ein heiteres Lächeln über sein schönes Angesicht, und mit erhobener, fast schallhafter Stimme las er wieder:

„Macchiavelli spricht in seinen Principi von diesen Miniatur-Souverainen, welche, da sie nur kleine Staaten haben, keine Armeen in's Feld schicken können. Der Autor rath ihnen sehr, ihre Hauptstadt zu befestigen und in Kriegszeiten sich mit ihren Truppen in derselben einzuschließen. — Die italienischen Fürsten, von denen Macchiavelli spricht, sind eigentlich nichts weiter als Hermaphroditen von Souverainen und Particuliers; sie spielen die Rolle eines großen Herrn nur vor ihren Bedienten. Mir scheint, es wäre für sie ein besserer Rath, ein wenig die hohe Meinung, welche sie von sich

*) Oeuvres publiées. Vol. II. p. 67.

selber, die außerordentliche Verehrung, die sie für ihre alte und erhabene Race, und den außerordentlichen Eifer, den sie für ihre Wappenschilder haben, zu verringern. Die vernünftigen Personen sollten ihnen sagen, daß sie besser thäten, in der Welt nur als Herren zu leben, die ihr gutes Auskommen haben, die Höhe zu verlassen, auf welche ihr Stolz sie gestellt, sich höchstens eine Garde zu halten, welche genügen könnte, die Diebe von ihren Schlössern zurück zu treiben, im Falle diese Diebe so ausgehungert sein möchten, sich bei ihnen Nahrung holen zu wollen, und die Wälle und Mauern und Alles wegzurasiren, was ihren Residenzen das Aussehen eines befestigten Platzes geben könnte. Dies sind die Beweggründe dazu: die Mehrzahl dieser kleinen Fürsten, und besonders die in Deutschland, ruiniren sich durch die, im Verhältniß zu ihren Revenuen unerhörten Ausgaben, welche dieser Hauch ihrer eiteln und erträumten Größe ihnen kostet; sie richten sich zu Grunde, um die Ehre ihres Hauses aufrecht zu erhalten, und aus Eitelkeit schlagen sie den Weg zum Elend und zum Hospital ein; selbst der jüngste Sprößling der jüngsten apanagirten Linie bildet sich immer noch ein, eben so viel zu sein als Ludwig XIV., er baut sein Versailles, hat seine Maitressen und erhält seine Armee. — Es giebt in der That einen gewissen apanagirten Prinzen eines großen Hauses, der, in einem Raffinement der Größe, genau in seinem Dienste alle die Truppenkörper hält, welche das Haus eines großen Königs formiren, aber natürlich in so verkleinertem Maßstab, daß man eines Mikroskops bedarf, um jeden einzelnen Truppenkörper zu erkennen; seine Armee wäre vielleicht stark genug, um eine Schlacht auf dem Theater zu Verona darzustellen“ *).

Prinz Friedrich lachte laut. Nun, mein würdiger Vetter Ernst August von Sachsen-Weimar wird, denke ich, diese Anspielung verstehen, rief er fröhlich, und vielleicht wird er aus Dankbarkeit dafür, daß ich seine Großthaten in meinem Anti-Macchiavelli verewige, mir das Räthsel lösen, wie man es anfängt, bei einer Jahresrente von

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. VIII. pag. 94.

vierhundert Thalern sich ein Bataillon von siebenhundert Mann, eine Lehr-Eskadron von hundert und achtzig Mann und eine Compagnie berittener Cadetten zu halten? *) Wenn er das vermag, ohne sich in ein Meer von Schulden zu stürzen, dann allerdings ist er mein Herr und Meister, und ich könnte viel, sehr viel von ihm lernen.

Ich könnte von ihm lernen, dieser Plagen los zu werden, von welchen ich jetzt Tag um Tag, und Stunde um Stunde umhergehetzt werde, fuhr der Prinz fort, indem er mit schnell verfinsterten Mienen langsam auf- und niederging. Ach, welch' eine größere Plage kann es für einen ehrliebenden Mann geben, als sein Auge niederschlagen zu müssen vor irgend einem elenden Wucherer, den man mit dem Fuße von sich stoßen würde, wenn man unglücklicherweise seines, vielleicht Wittwen und Waisen erpreßten Geldes nicht bedürfte! Und zu denken, daß ich, ein Königssohn, der Erbe eines Thrones, in solcher Lage bin! Zu denken, daß ich mit Wucherern mich zanken und streiten, mich bis zu Bitten vor ihnen erniedrigen muß, während in den Kellern des Königsschlusses zu Berlin Millionen aufgehäuft liegen, welche mein Vater gesammelt hat, indem er seinen Thronfolger darben läßt. Aber wie? Habe ich ein Recht, so zu klagen? Bin ich es denn allein, der Noth leidet durch diese Sparsamkeit des Königs? Schreit nicht das Volk in Berlin vergeblich nach Brod, während die königlichen Speicher gefüllt sind? Sieht man da nicht Schaaren von Bettlern, welche einem die Hand entgegenstrecken und heulen und winseln um Brod? **) Und der König hält in ungerührten Händen die Schlüssel der Speicher wie der Schatzkammer fest. Aber Geduld, Geduld! Ein Tag wird kommen, wo diese Schlüssel mir gehören! An diesem Tage werde ich die Speicher öffnen und dem Volke geben, was ihm gebührt, das Brod, an diesem Tage werde ich die Schatzkammer aufschließen und alle die ge-

*) Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. Von Theodor Mundt, pag. 160.

**) H. König: Historische Schilderungen von Berlin. Bd. V., Theil I., pag. 4.

fangenen Millionen aus ihrer Kerkerhaft befreien, damit sie als die Propheten einer neuen Zeit hinausgehen in alle Welt, damit — Aber wie, welch' ein Lärm ist dies? unterbrach sich der Prinz jetzt selber, indem er sich der Thür näherte, welche in das Vorzimmer führte.

Wirklich vernahm man da draußen heftige aufgeregte Stimmen, es war offenbar, daß sich dort mehrere Parteien im heftigen Wortwechsel mit einander befanden.

Ich sage Ihnen, mein Herr, ich muß und will heute endlich den Kronprinzen selber sprechen! rief eine schnarrende, kreischende Stimme. Ich habe seit Monaten vergeblich gewartet, vergeblich meine allerespectvollsten und bescheidensten Briefe an den Kronprinzen gerichtet, man hat mich nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Nun will ich mir diese Antwort persönlich holen, und bei Gott sei's geschworen, ich gehe nicht vom Fleck, bevor mir der Kronprinz selber Aufklärungen über dies Verfahren gegeben hat.

Es ist Ephraim! murmelte der Kronprinz und seine Stirn verfinsterte sich noch mehr.

Nun, so können Sie hier auf dem Fleck stehen bleiben, bis Sie zur Salzsäule erstarren, wie weiland Ihre Urgroßmutter! rief eine andere Stimme.

Knobelsdorf! flüsterte der Kronprinz, und der Strahl eines Lächelns begann schon sein Antlitz zu erhellen.

Der Vergleich ist gut! schrieb der Erste. Denn wahrlich, an Sodom und Gomorrha gemahnt es mich hier. Aber ich will doch nicht zu einer Salzsäule erstarren, sondern Andere sollen es vor Schreck und Graus, wenn ich komme mit dem rächenden Schwert in der Hand. Denn Gerechtigkeit will ich endlich haben und mir schaffen, und wenn ich sie hier nicht finde, werde ich hingehen und sie vom Könige fordern.

Vom König? rief eine andere Stimme mit dem Ausdruck des Entsetzens. Sie wissen also nicht, daß Se. Majestät krank ist bis zum Tode?

Nicht doch, nicht doch! Wenn dem so wäre, würde ich nicht

hier sein, dann würde ich ruhig gewartet und später von dem Gerechtigkeitsfönn des neuen Königs erwartet haben, was mir der Kronprinz versagt. Aber der König hat sich erholt, und ich selber habe ihn gestern gesehen, wie er im Garten von Potsdam auf seinem Rollstuhl sich umherfahren ließ. Der König wird also genesen, und deshalb bin ich hier, und deshalb bestche ich darauf, den Kronprinzen selber zu sprechen.

Aber wenn ich Ihnen sage, daß Se. Königliche Hoheit noch schläft.

So antworte ich Ihnen, daß das nicht wahr ist, denn ich habe den Kronprinzen die Flöte blasen hören.

Das wird Quanz gewesen sein.

Ach was Quanz! Wie wäre Quanz im Stande, ein solches Adagio zu blasen, wie ich gehört habe? Nein, nein, nur der Kronprinz kann das!

Ah, dieser Mensch will mich bestechen mit seiner Schmeichelei, sagte der Prinz lächelnd. Aber es wird ihm nicht gelingen, mich glauben zu machen, daß er mich für einen Orpheus hält. Orpheus zähmte mit seiner Musik die Löwen und die Tiger, und meine Flöte ist nicht einmal im Stande, einen Gläubiger zahm zu machen.

Aber ich wiederhole Ihnen, es war Quanz, welcher die Flöte blies, rief draußen der arme, geängstigte Herr von Knobelsdorf. Der Kronprinz schläft noch, oder er liegt wenigstens noch im Bett, denn er ist unwohl und hat heut Befehl gegeben, Niemand vorzulassen.

Ach, ich kenne das, die vornehmen Herren sind immer unwohl, wenn sie Eine Luft mit ihren Gläubigern einathmen sollen, rief Ephraim mit einem spöttischen Lachen. Aber ich sage Ihnen, ich bleibe hier, bis ich den Prinzen gesprochen habe, bis er mir meine viertausend Thaler, die ich ihm ohne Zins und ohne Garantie schon vor einem Jahre geliehen habe, wieder giebt. Ich will mein Geld wieder haben, ich muß es wieder haben, wenn ich nicht selbst zu Grunde gehen soll. Und das kann der Kronprinz nicht wollen, so

schwer kann er mich nicht strafen wollen für meine Weichherzigkeit und für mein Mitleid mit seiner traurigen Lage.

Nun bei Gott, das ist zu viel! schrie Knobelsdorf. Wissen Sie, mein Herr, daß Sie ein Unverschämter sind? Sie, Sie wagen es, von Ihrem Mitleid mit dem Prinzen, dem Thronerben zu sprechen? Sie wagen es, sich zu rühmen, daß Sie dem Kronprinzen Geld geliehen haben, während Sie es doch nur gethan haben, weil Sie sehr gut wissen, daß der Kronprinz es Ihnen mit Wucherzinsen zurückgeben kann und wird.

Nun, wenn der Ephraim das weiß, so ist er freilich klüger als ich, sagte der Kronprinz mit einem traurigen Lächeln. Denn so sehr ich immer Thronerbe bin, weiß ich zur Stunde doch nicht, wo ich diese elende Lumperei von viertausend Thalern hernehmen soll, um diesen Unverschämten zu befriedigen. Aber ich darf den armen Knobelsdorf nicht länger in dieser Lage lassen, ich muß dieses Unfangeschrei des Wucherers zum Schweigen bringen.

Der Kronprinz legte entschlossen die Hand auf die Thürklinke, während draußen der Wortwechsel immer lauter und heftiger zu werden begann.

X.

Der Kronprinz und der Jude.

Als eben Knobelsdorf dem Juden Ephraim gedroht hatte, die Lakaien zu rufen und ihn vor die Thür werfen zu lassen, stieß der Kronprinz die Thür auf und zeigte den beiden Streitenden sein schönes, stolzes und ruhig lächelndes Angesicht.

Treten Sie ein, mein Herr, sagte der Kronprinz mit einem leisen Kopfnicken, ich bewillige Ihnen diese Audienz, um welche Sie so inständigst gebeten haben.

Und der Prinz trat mit der Hoheit und der stolzen Ruhe eines Königs in sein Gemach zurück, während Ephraim verwirrt und ganz gedemüthigt von der erhabenen Würde des Prinzen mit niedergeschlagenen Augen und gebeugten Hauptes in das Zimmer trat, an dessen Thür er demuthsvoll und bescheiden stehen blieb.

Lieber Knobelsdorf, sagte der Prinz, sich lächelnd zu dem dicken, leuchtenden Herrn wendend, der erstaunt und fragend hinter Ephraim stand, lieber Knobelsdorf, ich bitte Sie, alle Herren und Damen im Gartensalon zu vereinigen. Wir wollen eine Wasserfahrt machen. In fünf Minuten bin ich bei Euch.

Fünf Minuten! sagte Ephraim zu sich selber, während Knobelsdorf sich entfernte. Also für jedes Tausend Thaler kaum mehr als eine Minute Audienz. Bei Gott, das ist ein sehr stolzer Schuldner, und ich hätte besser gethan, mich nicht mit ihm einzulassen. Aber ich will mich nicht schrecken lassen, ich will ihm kühn entgegentreten.

Und jetzt, was hat Er mir zu sagen? fragte der Prinz, seine großen, leuchtenden Augen auf Ephraim richtend.

Was ich Ew. Königlichen Hoheit zu sagen habe? rief Ephraim erstaunt. Ich habe Ew. Königlichen Hoheit vor einem Jahre viertausend Thaler geliehen und bis jetzt weder Zinsen noch Kapital zurück erhalten.

Nun, und weiter?

Weiter? fragte Ephraim erstaunt.

Ja, weiter! Denn unmöglich ist Er blos von Berlin nach Rheinsberg gekommen, um mir zu erzählen, was ich seit einem Jahre so gut wie Er selber weiß!

Ich glaubte, Ew. Königliche Hoheit hätten es vergessen, rief Ephraim, den Blick zu dem Kronprinzen erhebend, aber ihn schnell wieder zu Boden senkend, als er den flammenden, durchdringenden Blicken des Prinzen begegnete.

Vergessen! sagte dieser achselzuckend. Ich habe ein gutes Gedächtniß für jede Freundlichkeit, aber auch für jeden Verstoß gegen die Ehrfurcht, welche man dem Sohne des Königs schuldet.

Seine Stimme war jetzt so drohend und hart geworden, daß

Ephraim bis in's Innerste seines Herzens erbebte und zitternd einige Worte der Entschuldigung stammelte.

Mein Prinz, sagte er dann muthiger, ich bin ein Jude, das heißt, ein geächteter, geschmähter und verfolgter Mensch, oder vielmehr kein Mensch, sondern ein Geschöpf, welches man wie einen Hund mit Füßen stößt, wenn es arm und elend ist, welchem man kaum Menschenrechte zugesteht, wenn es Geld und Schätze besitzt. Der Hund hat's besser, wie der Jude in preussischen Landen. Die Hündin darf ihre Jungen haben, und wenn sie die Schmerzen an die Natur abgetragen hat, so freut sie sich ihrer. Aber die Jüdin, wenn sie unter Schmerzen geboren, darf sich ihres Kindes nicht freuen, denn die Gesetze des Landes hangen wie ein Schwert über ihr, und es kann sein, daß sie vertrieben wird, weil sie ein Kind geboren hat, wodurch vielleicht die Zahl der erlaubten Juden überstiegen ist, es kann sein, daß der Vater nicht reich genug ist, um die tausend Thaler zu bezahlen, mit denen er vom Staat sich jedes Mal das Recht erkaufen muß, Vater zu sein *). Deshalb ist Geld und wiederum Geld die einzige Schutzmauer, welche der Jude zwischen sich und dem Unglück aufrichten kann. Das Geld ist unsere Ehre, unsere Heimath, unsere Familie, unser Rang und unser Schicksal! Wir sind nichts ohne Geld, und nur, wenn wir eine vergoldete Hand entgegenstrecken, der reicht uns die seine und fühlt sich nicht beschmutzt von der Berührung eines Juden. Urtheilen also Ew. Königliche Hoheit, wie sehr wir Den lieben und hochachten müssen, dem wir einen Theil unseres Glücks und unserer Ehre, einen Theil unseres Geldes geben! Was ich für Niemand auf der ganzen Welt gethan, das habe ich für Ew. Königliche Hoheit gethan, denn ich gab Ihnen ohne Schuldverschreibung und ohne Zins viertausend Thaler, ich borgte dem Herrn von Knobelsdorf für den Kronprinzen auf sein ehrlich Wort mein ehrlich Geld. Und was habe ich jetzt davon? Man antwortet mir nicht auf meine Briefe, in denen ich demüthiglich um Bezahlung dieser

*) König's Annalen der Juden in den preussischen Staaten, besonders in der Mark Brandenburg.

Schuld bitte, man schmäht und verspottet mich und will mir verächtlich die Thür verschließen, welche man mir doch so bereitwillig öffnete, als ich kam, Geld zu bringen. Ein solches Verfahren ist aber weder gerecht, noch ist es weise, denn wie der Wurm sich krümmt, wenn er getreten wird, bäumt auch der Jude zuletzt sich empor unter den Fußtritten der Menschen und erinnert sich zuletzt, daß er doch auch ein Geschöpf Gottes ist und daß Gott das Gefühl der Rache wie der Liebe in seine Brust gelegt hat. Der Jude, wenn er zu lange gemißhandelt worden, rächt sich zuletzt an seinen Peinigern, und das werde auch ich thun, wenn Ev. Königliche Hoheit mir nicht jetzt Gerechtigkeit widerfahren lassen, das werde auch ich thun, wenn Sie sich weigern, mir heute mein Geld wiederzugeben.

Ephraim schwieg und lehnte sich hochathmend an die Thür zurück, während der Kronprinz mit hastigen Schritten und mit allen Zeichen tiefster, innerster Erregung im Zimmer auf- und niederging. Seine Augen flammten und schossen, wenn er im Auf- und Niedergang an Ephraim vorüberkam, so heftige Zornesblitze auf ihn, daß dieser zusammenzuckend ihre Gluth und Kraft empfand, obwohl er das Auge zu Boden geschlagen hatte. Mehrmals öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber sei es, daß die Gewalt seines Zornes ihn der Sprache beraubte, oder daß er überlegend die lauten Ausbrüche desselben zurückhielt, er schwieg immer wieder und setzte sein Auf- und Niedergang fort. Plötzlich hastete sein umherflammen- des Auge auf der Flöte, welche auf seinem Schreibtische lag. Er nahm sie mechanisch empor und setzte sie an die Lippen, ihr leise erst einige klagende, sehnsuchtsvolle, zerrissene Töne entlockend, dann mit halbem Athem eine einfache, kleine Melodie blasend. Während er das that, schwand die zornige Spannung aus seinen Zügen und machte wieder einem ruhigen, heitern Ausdruck Platz. Er legte die Flöte wieder fort und schritt gerade auf Ephraim zu, welcher, athemlos lauschend und in einer seligen Verückung, dem kleinen Concert zugehört hatte.

Er hat mir da eine ziemlich lange und ziemlich unverschämte Rede gehalten, sagte der Kronprinz. Er hat sogar gewagt, mir zu

drohen. Aber ich will Ihm verzeihen, weil Er ein Jude ist und weil ein Jude keine andere Waffe hat und zu führen versteht, als seine Zunge. — Aber jetzt rathe ich Ihm, steck' Er sein Schwert in die Scheide und höre Er mich ruhig an. Er hat mir viertausend Thaler geliehen und zwar ohne Schuldverschreibung und Zins. Dessen aber hat Er sich nicht zu rühmen, denn Er weiß wohl, daß der Kronprinz von Preußen nicht dazu gemacht ist, den geringsten und elendesten seiner zukünftigen Unterthanen zu bedrücken, noch ihm sein Recht vorzuenthalten. Wenn Er das aber weiß, weshalb beruhigt Er sich nicht dabei und wartet, bis ich Ihn rufe?

Ich kann nicht länger warten, Hoheit! rief Ephraim leidenschaftlich. Mein Credit, meine Ehre steht auf dem Spiel. Herr von Knobelsdorf hatte mir das feierliche Versprechen gegeben, daß ich das Geld sammt Zinsen in einem halben Jahre wieder haben sollte, und ich glaubte ihm, weil er im Namen des Kronprinzen kam. So habe ich denn in meinem Geschäft dies Geld nöthig und darf es nicht länger entbehren und muß es heute noch wieder haben.

So, Er muß! Und wenn ich Ihm sage, daß Er heute keinen Pfennig bekommen wird? Daß ich Ihn nicht heute, nicht morgen, nicht in Wochen befriedigen kann?

Wenn Sie mir das im Ernste sagen, Königliche Hoheit, so muß ich gehen, mir anderswo Recht zu suchen.

Das heißt, Er will zum König gehen?

Ja, das will ich und das werde ich!

Er kennt also das Gesetz nicht, welches verbietet, den Prinzen des Königlichen Hauses Geld zu leihen?

Ich kenne das Gesetz wohl, aber ich weiß auch, daß der König in diesem Falle eine Ausnahme machen wird und muß, und daß er das Geld bezahlen wird, welches ich dem Thronfolger geliehen. Es ist möglich, daß dabei sein Krückstock auf meinem Rücken umhertanzt, aber ich werde das betrachten als die Zinsen zu meinem Capital und die Schläge erniedrigen mich nicht, denn der Jude ist gewohnt, geschlagen und getreten zu werden. Ob der König mich auch schlägt,

er wird mir doch meine Ehre wieder geben, denn er wird mir mein Geld geben.

Und wenn er's nicht thut?

So werde ich meine Stimme erheben vor dem ganzen Lande und schreien, daß die Mauern einstürzen und die Herzen der Menschen erzittern sollen! rief Ephraim mit der ganzen heftigen Gesticulation seines Volkes.

Nun, so erhebe Er sie und schreie Er. Denn ich sage Ihm, ich kann Ihm heute kein Geld geben.

Kein Geld! schrie Ephraim außer sich. Ich soll also wieder bezahlt werden mit schönen Worten und von der Thür gewiesen werden mit verächtlichem Lachen? Man will mir meine Rechte vorenthalten und mein Geld, und weil man mächtig ist und ein großer Herr, denkt man den armen Juden ungestraft schinden und bedrücken zu können. Aber es lebt ein Gott für die Gerechten und die Ungerechten, es —

Ephraim verstummte, denn vor ihm stand der Kronprinz, glühend vor Zorn, mit bleichen, bebenden Lippen, mit flammenden Augen, mit erhobenem Arm ihm drohend, glühend und majestätisch, wie der zürnende Donnergott, wenn er seine Blitze schleudert auf das kleinliche Menschenvolk.

Schlagen Sie zu, Hoheit. Schlagen Sie zu! sagte Ephraim ganz zerknirscht und verzweiflungsvoll, ich verdiene es, geschlagen zu werden, denn ich war ein Thor und ließ mich blenden von dem Glück, einem so edlen, erhabenen und unglücklichen Prinzen mein Geld borgen zu können. Schlagen Sie zu, denn ich sah nicht, daß der Prinz auch nur ein Mensch ist, wie alle Andern und daß er den Juden auch unter seine Füße tritt.

Der Kronprinz ließ seinen Arm leise an seiner Seite niedersinken und ein unbeschreiblich mildes und sanftes Lächeln flog durch seine Züge.

Nein, sagte er, Er soll sich doch geirrt haben, Ephraim, und Er soll doch erkennen müssen, daß der Prinz Friedrich kein Mensch ist, wie alle andern Menschen. Er soll noch heute sein Geld haben

und kann ich's ihm nicht zahlen in Gold, so werde ich ihm Brillanten geben, Brillanten und Pferde aus dem Trakehner Gestüt, welches der König mir kürzlich geschenkt hat.

Also Ew. Königliche Hoheit haben wirklich kein Geld? fragte Ephraim sinnend und fast gerührt. Es geschah also nicht, um den armen Juden zu ängstigen und zu quälen, daß man mir mein Geld verweigerte? Es geschah, weil der große und schöne Prinz Friedrich, auf den die Völker hoffen und dem heimlich schon jetzt die Herzen aller seiner Unterthanen entgegenjauchzen, es geschah, weil der Kronprinz kein Geld hatte, weil er, so gut wie irgend ein Anderer, Menschennoth und Menschen Schmerz erleiden muß. Mein Gott, wie sind wir stolz und weshalb klagen wir, wenn doch der Erbe eines Thrones leidet von unsern Schmerzen und duldet von unserer Entbehrung und Pein!

Der Prinz achtete nicht auf ihn. Er hatte einen der Schränke geöffnet und aus demselben eine Cassette hervorgenommen, deren silberbeschlagenen Deckel er jetzt zurückschlug und deren Inhalt er mit einem kalten prüfenden Blick überschauete. Dann nahm er ein großes Brillantenkreuz und einige ungefaßte Solitaires hervor und näherte sich mit ihnen dem gedankenvoll zur Erde blickenden Juden.

Da, hier hat Er Brillanten, welche, wie ich denke, wohl ihre viertausend Thaler werth sein mögen und an denen Er sich bezahlt machen kann, sagte der Kronprinz, ihm die funkelnden Steine darreichend.

Ephraim schob sanft die Hand des Prinzen zurück und schüttelte das Haupt. Nein, sagte er, ich habe Geld geliehen, und nur Geld kann und will ich wieder haben.

Der Kronprinz stampfte wild mit dem Fuß auf den Boden. Aber wenn ich Ihm doch sage, daß ich kein Geld habe!

So folgt daraus, daß ich keins bekommen werde, sagte Ephraim gelassen; so folgt daraus, daß der arme Jude Ephraim noch länger warten muß; so folgt daraus, daß er dem Kronprinzen Friedrich geben muß, was dieser nicht hat und wovon der arme Ephraim doch noch ein wenig besitz; so folgt daraus, daß ich Ew. Königliche

Hohheit fragen muß, ob Sie von mir noch ein Tausend Thaler borgen wollen? Das heißt, ich knüpfe eine Bedingung daran.

Nun, und diese Bedingung ist?

Daß Ew. Königliche Hohheit mir sogleich jetzt die Zinsen meines Kapitals von viertausend Thalern in klingender Münze auszahlen wollen. Verstehen wir uns recht, Königliche Hohheit! Sie wollten mit Diamanten und Pferden mir mein Kapital bezahlen, warum wollen Sie mir nicht jetzt als Zinsen einige köstliche Perlen geben? Perlen, wie sie jene Flöte dort birgt und wie sie gleich flüssigem Golde von Ihren Lippen träufeln, wenn Sie diese an das Mundstück der Flöte legen!

Der Kronprinz trat dicht zu Ephraim heran und seine großen Augen fest und durchdringend auf ihn richtend, fragte er: Will Er mich verhöhnen? Will Er aus dem Kronprinzen einen fahrenden Musikus machen, welcher vor dem Juden spielen soll, um sein Herz zu erweichen? Will Er — Ah, Frederisdorf! unterbrach sich der Kronprinz, als sich die Thür eben öffnete und sein Kammerdiener im bestaubten Reiseanzug hastig hereintrat. Bist Du schon wieder aus Berlin zurück?

Ja, Königliche Hohheit, und da ich hörte, wer so eben Ew. Königliche Hohheit zu belästigen wagte, bin ich im Reiseanzug gleich hier eingetreten, um Ew. Königlichen Hohheit dies Packet einzuhändigen, welches mir der Banquier Splittgerber zur schleunigen Besorgung an Ew. Königliche Hohheit übergeben hat, und welches, wie ich glaube, aus Petersburg gekommen ist.

Von Euhm! rief der Kronprinz mit vor Freude strahlendem Gesicht, indem er hastig die Siegel erbrach und die Bänder zerschnitt, mit welchen das Packet umwickelt war. Dann zog er aus den Umhüllungen einen Brief und einige Bücher hervor. Auf den Brief einen zärtlichen, glücklichen Blick heftend, als ob er ihn mit seinen Augen küssen wolle, legte er ihn leise und sorgsam auf den Schreibtisch und sich dann abwendend, so daß Ephraim nicht zu sehen vermochte, was er that, nahm er die beiden Bücher zur Hand und prüfte mit forschendem Auge ihren dicken schwervergoldeten Deckel. Plötzlich lächelte er und ein Federmesser nehmend, schnitt er hastig den Buch-

deckel los, wo er an den Rücken des Buches befestigt war. Eine Masse zusammengefalteter Papiere kam zum Vorschein, und wie der Kronprinz sie nahm und entfaltete, flog ein Strahl stolzen Triumphes über sein Antlitz.

Zehntausend Thaler! flüsterte er leise in sich hinein. Die Kaiserin und der Herzog von Viron haben also Wort gehalten.

Dann nahm er einige dieser Papiere und ging mit ihnen zu Ephraim hin. Da, hier hat Er seine viertausend Thaler und hier sind noch hundert Thaler als Zins. Ist Er jetzt zufrieden?

Nein, Königliche Hoheit. Ich bin befriedigt, aber nicht zufrieden, nicht zufrieden mit mir selbst! Mir scheint, ich habe ein Unrecht an Ew. Königlichen Hoheit begangen, während es mir, als ich kam, nur schien, als ob man an mir ein Unrecht begehen wollte.

Laf Er das! sagte Friedrich milde. Die Fürsten müssen immer die Sündenböcke der Völker sein und um Alles, was Ihr leidet, macht Ihr uns verantwortlich, ohne jemals darnach zu fragen, wie viel wir selber leiden. — Ich bin Ihm nichts mehr schuldig, geh' Er also. —

Ephraim verneigte sich stumm und wandte sich langsam der Thür zu. Des Kronprinzen große glänzende Augen folgten ihm mit einem gütvollen, sinnenden Ausdruck. Dann trat er rasch zu dem Tisch und nahm die Flöte.

Ephraim war schon durch die offene Thür in das Vorzimmer eingetreten, als er hinter sich die leisen, schmelzenden Töne der Flöte vernahm. Auf den Beinen durchschlich er das Vorzimmer, aber drüben an der Ausgangsthür blieb er stehen und lauschte.

Des Kronprinzen durchdringender Blick hatte Alles wohl bemerkt und sah sehr wohl den Lauscher, der sich drüben hinter der Thür zu verbergen suchte, aber er spielte doch weiter, eine so schmelzende, so empfindungsvolle, so zarte Musik entlockte er seiner Flöte, daß Ephraim, von Entzücken und Wehmuth durchschauert, seine Hände faltete wie zum Gebet und daß selbst Frederisdorf, obwohl ein täglicher Zuhörer des Kronprinzen, doch mit sichtlichem, athemlosem Staunen ihm zuhörte.

Dann, als das Adagio beendet war, legte der Kronprinz die Flöte bei Seite und winkte Frederisdorf, die Thür nach dem Vorzimmer zu schließen. Er wollte Ephraim Gelegenheit geben, unbenutzt von dannen zu gehen.

Sahen Ew. Königliche Hoheit, daß der Jude horchte? fragte Frederisdorf.

Ich sah es! Aber ich war dem armen Teufel diese Genugthuung schuldig. Er wollte mir ungefordert noch einmal tausend Thaler leihen. Eines Tages werde ich seiner gedenken. Und jetzt, Frederisdorf, jetzt sage mir schnell, wie steht es in Berlin, wie geht es dem König?

Es geht besser, Königliche Hoheit. Der König ist vor einigen Tagen nach Potsdam abgereist, und die reine, frische Luft dort hat ihm sehr wohl gethan. Er zeigte sich täglich in voller Uniform auf dem Balkon des Schlosses und läßt sich stundenlang in den Gärten umherfahren. Die Aerzte machen zwar ein bedenkliches Gesicht, aber alle Welt sonst glaubt, daß der König sich auf dem Wege der Besserung befinde.

Und Gott gebe, daß die Aerzte dies Mal wieder, wie so oft, zu Lügnern werden! rief der Kronprinz. Möge der König noch lange und glückliche Jahre regieren! Wenn er mich nach meiner Weise leben läßt, möchte ich einen Arm hingeben, wenn ich dadurch das Leben des Königs verlängern könnte *). Wir wollen also heute fröhlich sein, Frederisdorf, und in Lust und Fröhlichkeit die Besserung des Königs feiern! Triff deshalb die nöthigen Anordnungen, gib in der Küche die nöthigen Ordres, und vor allen Dingen sage den Damen und Herren, welche im Gartensalon meiner harren, daß ich sehr bald bei ihnen sein würde.

Dann, als er wieder allein war, nahm der Kronprinz den eben mit dem Gelde empfangenen Brief und erbrach ihn. Mit einem liebevollen Lächeln betrachtete er die Schriftzüge seines fernen Freun-

*) Des Kronprinzen eigene Worte. Siehe Friedrich des Großen Jugend von Preuß, pag. 309.

des, mit strahlendem Angesicht las er diese Worte voll Liebe, Bewunderung und Freundschaft, wie sie ihm Suhm aus Petersburg geschrieben.

Wahrlich, sagte er dann, seine großen Augen andächtig zum Himmel erhebend, wahrlich, ein treuer Freund ist mehr werth, als alle Königs kronen. Was wäre trotz all' meiner glänzenden Aussichten für die Zukunft wohl aus mir geworden, wenn nicht Suhm heute zum zweiten Male mir beigestanden und für mich in Rußland die Gelder aufgetrieben hätte, die ich in den Erblanden meines Hauses vergeblisch suchte. Ein Mensch, der den Händen der Seeräuber ent- schlüpft ist, kann nicht schlimmer daran sein, wie ich heute, und das verdoppelt und verdreifacht noch meine Erkenntlichkeit für Suhm *). Mein Herz drängt mich, ihm gleich einige Worte zu sagen, ihn gleich meiner fortdauernden Liebe, meiner unerschütterlichen Freundschaft zu versichern.

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit raschen Zügen einen dieser schönen, köstlichen, herzgewinnenden Briefe an Suhm, in denen der Kronprinz immer seine ganze Seele, sein ganzes innerstes Leben und Empfinden auszuströmen pflegte, und dessen Schluß diesmal also lautete:

„In kurzer Zeit wird sich mein Schicksal entscheiden, mein theuerster Diaphane. Sie können leicht denken, daß ich ziemlich gemartert werde von der Lage, in der ich mich gegenwärtig befinde. Man läßt mir wenig Ruhe, aber mein Inneres ist frisch und ich kann Sie versichern, daß ich niemals mehr Philosoph war, als bei dieser Gelegenheit. Ich sehe mit gleichgültigen Augen auf Alles, was kommen wird, ohne das Glück zu ersehnen, noch zu fürchten, voll von Mitgefühl für die, welche leiden, voll Achtung für die redlichen Menschen, voll Bärtlichkeit für meine Freunde! Sie, den ich zur Zahl der Letzteren rechne, Sie sollen sich immer mehr und mehr überzeugen, daß Sie immer in mir finden sollen, was Drest jemals in seinem

*) Friedrichs eigene Worte: Correspondence avec Mr. de Suhm. Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. XVI. pag. 360.

Phylades fand, und daß Niemand Sie mehr achten und lieben kann als Ihr treuer Frederic *).“

So! sagte der Kronprinz, als er geendet hatte. Und nun fort mit den Sorgen und dem Ernst des Lebens. Nun komme über mich, Genius der Freude und der Lust. Wir wollen Dir heute ein Fest feiern, Du glanzstrahlende Göttin der Freude. Komme, Frau Venus, komme und bringe uns gleich Deinen Sohn mit, den Amor, denn Euch Beiden wollen wir heute huldigen, Euch gehöre der Tag, Euch gehöre die Nacht! Ihr habt mir die kleine Morien gesandt, diese flatternde, leichte Gazelle, dieses übermüthig jauchzende Frühlingsleben, diesen Tourbillon von Liebe, Herz, Leidenschaft, Leichtsinn und Uebermuth **). Da, da ist diese poetische Epistel, welche ich für sie bestimmt habe. Die Brandt soll sie ihr bringen, die Brandt soll mir meinen Tourbillon hineinrufen in den Tempel des Glücks und der Liebe. Weg also mit dem ernsten Gesicht und der Weisheit der Thoren. Komme über mich, Weisheit der Liebe, schenke mir eine Stunde des Glücks, eine Stunde des seligen Vergessens!

Er klingelte seinem Kammerdiener und befahl ihm, ihn prächtig zu schmücken und die schönsten und neuesten seiner französischen Kleider für den heutigen Tag hervorzuholen; dann ging er ihm voran in das Toilettenzimmer, um mit dem Ernst eines Jupiters und der ungeduldigen Hast eines Liebenden die großen Künste der Toilette an sich vollführen zu lassen.

XI.

Die Kronprinzessin Elisabeth Christine.

Die Kronprinzessin hatte ihre Gemächer noch nicht verlassen. Sie harrete noch immer ihres Gemahls, daß er, wie er es zu thun

*) Correspondence avec Mr. de Suhm. Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. XVI. pag. 390.

**) Tourbillon war der Beiname, den Frau von Morien in Rheinsberg vom Kronprinzen bekam.

pflegte, ihr den Arm reiche, um sie in den Salon zu führen. Dies war jeden Morgen und jeden Tag die einzige Gelegenheit, wo die Kronprinzessin Elisabeth ihren Gemahl, wenn auch nur einen flüchtigen Moment, allein sehen konnte, die einzige Gelegenheit, wo er direct an sie einige Worte richtete, wo sie seine Hand berühren, sich auf seinen Arm lehnen konnte. Ein süßes und trauriges Glück für dieses arme, junge Weib, das nur lebte vom Anschauen ihres Geliebten, das keinen andern Wunsch, kein anderes Gebet, keine andere Hoffnung hatte, als ihm zu gefallen, und welches doch noch niemals dieses Geheimniß hatte ergründen können, welches noch niemals die Augen ihres Gemahls mit einem andern Ausdruck, als dem kalter Freundlichkeit, gelassener Gleichgültigkeit hatte auf ihr ruhen gefühlt! Elisabeth Christine hätte ihr Herzblut darum geben mögen, auch nur einen Tag, nur eine kurze selige Stunde von ihm geliebt zu werden, in seinen Armen zu ruhen, nicht aus Convenienz, aus Zwang und Etiquette, sondern sich an sein Herz zu lehnen wie ein Weib, welches liebt, in ihrem Ohr das süße Geflüster seiner Zärtlichkeit, seines Entzückens zu vernehmen. Elisabeth Christine würde Jahre ihres Lebens darum gegeben haben, hätte sie sich damit diesen Mann erkaufen können, den sie so grenzenlos liebte, der ihr der zur Erde herniedergestiegene Gott, das zur Wahrheit und Wirklichkeit gewordene Ideal ihrer Mädchenträume war. Und dieser Mann war ihr Gemahl, er gehörte ihr, er war an sie gebunden durch die heiligsten Bande, und dennoch war eine unüberwindliche Kluft zwischen ihnen Beiden, und ihre Liebe, ihr Gebet, ihre Seufzer, ihre Hingebung vermochte diese Kluft nicht auszufüllen. Der Kronprinz liebte sie nicht, und niemals hatte der leiseste Schlag seines Herzens ihr gehört. Er duldete sie nur, er duldete sie nur an seiner Seite, wie der Gefangene den Schließel ruhig an seiner Seite gehen läßt, wenn er dafür sich einige Stunden des Genusses der Freiheit, der heitern, sonnigen Gotteswelt erkaufen kann. Ein Gefangener war der Kronprinz, ein Gefangener der Ehe. Nicht die Liebe, sondern der Zwang hatte an seine Hand diesen goldenen Reifen gelegt, der nur das erste Glied dieser langen, unsichtbaren, schweren Kette war, die er seitdem an

seinen Füßen, an seiner Seele, an seinen Gedanken schwerlastend mit umhererschleppte. Elisabeth Christine war für ihren Gemahl eine beständige, immer mahnende, immer verbitternde Erinnerung an seine traurigen, zertretenen, zersehten und gedemüthigten Jünglingsjahre, eine stete Mahnung an den edlen Freund seiner Jugend, dessen Blut für ihn versprigt worden und dessen letzten Todesschrei der Kronprinz mit schmerzgefoltertem Herzen vernommen hatte, eine stete Mahnung an den Zorn und Groll, den Haß und Widerwillen seines Vaters, an die vielfach von ihm erduldete Härte, an die Beleidigungen und Kränkungen, die Demüthigungen und — Schläge sogar, welches alles endlich den stolzen und edlen Sinn des Prinzen gebeugt und ihn dahin gebracht hatte, diese Slaverei der Ehe auf sich zu nehmen, um sich damit loszukaufen von dem väterlichen Zorn und der väterlichen Grausamkeit. Aus dem Gefängniß in Ruppin war er in das Gefängniß der gezwungenen Ehe gegangen. Wie hätte er das seiner Gemahlin jemals verzeihen, wie hätte er jemals dieses Weib lieben können, das ihm war aufgedrungen worden wie der bittere Wermuthstropfen, den man nur deshalb vielleicht trinkt, weil gesagt worden, daß man dadurch sich von tödlicher Krankheit und peinigenden Schmerzen erretten kann.

Er hatte es seine Gemahlin indeß niemals entgelten lassen, daß er nur gezwungen ihr seine Hand gereicht, er war ihr immer rücksichtsvoll und freundlich, aber auch immer kalt und fremd begegnet. Eine einzige, vertrauliche Stunde der Unterredung hatte sie mit ihm gehabt, und in dieser Stunde hatte er ihr gesagt, was sie Beide so gewaltsam zusammengebunden, so gewaltsam für immer getrennt habe, denn niemals würde er die ihm aufgedrungene Gemahlin lieben können, wie er auch überzeugt sei, daß sie niemals für den aufgedrungenen Gemahl, der sie nicht liebte, etwas Anderes als kalte Gleichgültigkeit, rücksichtsvolle Achtung empfinden könne. Er hatte nicht geahnt, mit welchen tödtlichen Doldstößen diese Worte das Herz seiner Gemahlin getroffen, denn sie hatte die Kraft gehabt, alle diese Qualen unter einem Lächeln zu verschleiern und in ihrem keuschen, jungfräulichen Stolz sie einzusargen in ihrem Herzen.

Seit jener Unterredung waren Jahre vergangen, und in diesen Jahren war die Liebe der Kronprinzessin zu ihrem Gemahl immer höher und gewaltiger emporgeblüht, seine Augen waren die Sonne gewesen, welche diese Wunderblume bestrahlte und kräftigte, ihre Thränen waren der Thau gewesen, der sie tränkte und ihr neue Lebenskräfte zuführte.

Elisabeth Christine hoffte immer noch, eines Tages sich das Herz ihres Gemahls zu erobern, sie glaubte immer noch, ihre große, resignirte, demuthsvolle, stolze und schüchterne Liebe werde eines Tages seine Kälte besiegen und aus dem erzwungenen Gemahl den zärtlichen Geliebten machen.

Und dennoch, trotz dieser Hoffnung, trotz dieses Zukunftstrostes zitterte Elisabeth jetzt mehr wie sonst. Sie ahnte, daß die Stunde der Entscheidung herannahe, sie fühlte mit dem Instinct einer Liebenden, daß ein neues Gewitter emporsteige an dem immer umwölkten Horizont ihrer Ehe und daß der Blitz herabzußen könne, um sie zu zerschmettern.

Gezwungen hatte Prinz Friedrich sich ihr vermählt. Wie nun, wenn dieser Zwang aufhörte, wenn ihr Gemahl König ward, von Niemand gehalten, von Niemand gebunden, frei sich selber und der Welt Gesetze zu geben und Niemand als Richter über sich erkennend, Niemand außer seinem Gewissen! Möchte nicht sogar sein Gewissen ihm rathen, alsdann diese unnatürliche Ehe zu zerreißen, welche keinen Funken der göttlichen Wahrheit in sich trug, keinen Strahl der göttlichen Segnung? Möchte nicht ihr Gemahl vielleicht dann sie von sich stoßen, um sich ein Weib zu wählen nach eigener Wahl, um diese englische Prinzessin zu seiner Gemahlin zu machen? Hatte sich nicht König George, obwohl zu spät, bereit erklärt, die Prinzessin dem Kronprinzen zu verheirathen? Hatten sie sich nicht Beide geliebt mit allem Enthusiasmus der Jugend, obwohl sie sich niemals gesehen? Hing nicht Sophie Amaliens Portrait in des Kronprinzen Bibliothekzimmer, trug die englische Prinzessin nicht sein Miniatur-Portrait beständig

an ihrem Herzen und hatte geschworen, es niemals abzulegen und niemals eines andern Mannes Weib zu werden? *)

Wenn Elisabeth daran dachte, zitterte ihr Herz vor Gram und Weh und es war ihr, als müßte sie ihr ganzes Leben ausströmen in einem Schrei der Angst und des Entsetzens.

Nein, sie konnte es nicht ertragen ein Leben ohne ihn. Sie würde niemals darin willigen, von ihm zu gehen. Er konnte sie tödten, aber er konnte sie nicht zwingen, ihre geheiligten, vor Gottes Altar beschworenen Rechte aufzugeben; er konnte sie nicht, wie Abraham die Hagar, in die Wüste verstoßen, um sich ein anderes Weib zu wählen.

Er konnte sie nicht zwingen, von ihm zu gehen, aber er konnte sie darum bitten, und Elisabeth wußte sehr wohl, daß es nichts auf der Welt gäbe, was sie ihrem Gemahl abschlagen könnte, wenn er sich so weit herabließe, sie darum zu bitten. Für ein liebevolles, dankbares Wort von seinem Munde würde sie ihr Herzblut tropfenweise vergossen haben, für eine zärtliche Umarmung, für einen aufrichtig gemeinten Kuß würde sie jauchzend ihr Leben hingeschleudert haben!

Aber noch wollte sie nicht glauben an das Unglück und die Trennung, noch wollte sie versuchen, dies unselige Schicksal abzuwenden und sich sein Herz, seine Theilnahme, mindestens sein Mitleid zu erwerben.

Es war ein Kampf um ihre Existenz, um ihr Glück, ihre Zukunft, ihre Ehre sogar. Denn eine geschiedene Frau, und sei sie immerhin eine Fürstin, trägt immer doch einen Makel auf ihrer Ehre und geht einsam, unbeklagt, verachtet durch die Welt.

Seit einiger Zeit hatte die arme Kronprinzessin daher ihre Bemühungen, ihrem Gemahl zu gefallen, verdoppelt, seit einiger Zeit hatte sie mehr wie sonst sich dem heitern Treiben der Gesellschaft hingegeben und es nicht verschmähend, zuweilen selber einzugehen auf

*) Rödtenbeck: Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen. Tom. I, pag. 199.

die etwas leichtfertigen Scherze der heitern und ungenirten Abendgesellschaften ihres Gemahls, war es ihr zuweilen sogar schon gelungen, ihm ein Lächeln, einen beifälligen Blick abzugewinnen. Das waren für Elisabeth Edelsteine in der Märtyrerkrone ihrer Liebe und sie hielt sie für einen größeren Schmuck, als alle Brillanten und Perlen.

Heute also sollte eine jener heitern, ungebundenen Abendgesellschaften sein, welche der Kronprinz so sehr liebte und in denen er selber stets der bezauberndste, wichtigste, geistvollste und zwangloseste Gesellschafter war. Prinzess Elisabeth wollte heute keine müßige Theilnehmerin des Festes sein; sie wollte ihren Gemahl zwingen, sie anzusehen, ja sie zu bewundern. Sie wollte schöner sein, wie alle die übrigen Damen, schöner wie die heitere, geistvolle, coquette Frau von Brandt, schöner wie der geniale Tourbillon Frau von Morien, schöner noch wie die junge Schwerin mit ihren glänzenden Augen und ihren jugendstrahlenden Wangen.

Auch sie war ja noch jung und auch sie hatte wohl Ansprüche, gefeiert, bewundert und geliebt zu werden, nicht blos weil sie eine Fürstin, weil sie die Gemahlin des edelsten, schönsten und genialsten Prinzen war, sondern bewundert und geliebt um ihrer selbst willen.

Sie hatte ihre Kammerfrau entlassen, denn ihre Toilette war vollendet und sie wartete des Kronprinzen, daß er sie in den Salon führe.

Sie trat zum Spiegel und betrachtete sich selbst, nicht bewundernd und erfreut, sondern neugierig und forschend. Diese Gestalt da im Spiegel war eine ganz von ihr abgelöste, fremde, sie beobachtete und prüfte sie ganz kalt, ganz strenge, denn sie wollte wissen, ob dieses Weib da im Spiegel wohl im Stande sein könnte, den schönen Kronprinzen zu fesseln.

Es ist wahr, flüsterte sie mit einem traurigen Lächeln, diese Figur ist schlank und nicht ganz ohne Anmuth. Das weiße Atlasgewand fließt in vollen, majestätischen Falten von dieser zarten Taille über die vollen Hüften nieder; es contrastirt gut zu diesen entblößten Schultern, von denen mir meine Hofdamen oft genug gesagt haben, daß sie weiß sind wie Marmor, zu diesem Halse, den Frau von

Morien noch gestern einen Schwanenhals nannte. Dieser Fuß, welcher da unter dem Silbersaum des Kleides hervorschaut, ist schmal und klein genug, und diese Hand ist so weiß und klein und wohlgeformt, daß ich dem Maler Pesne erst gestern versprechen mußte, sie an seiner Göttin Aurora abkonterfeien zu lassen. Und dieses Gesicht? Ist denn das häßlich?

Sie neigte das Haupt näher an den Spiegel und betrachtete sich mit scharfen, kalten Blicken.

Nein, sagte sie, dieses Gesicht ist nicht häßlich, es ist vielleicht sogar hübsch zu nennen. Das ist eine ziemlich hohe freie Stirn, die Augenbraunen sind schön geschweift und gut placirt, die Augen sind groß und nicht ohne Glanz, die Nase ist klein und gespitzt, aber edel geformt, der Mund ist nicht groß und die Lippen purpurroth *). Ja, es ist ein hübsches Gesicht! Mein Gott, warum kann es denn dem Kronprinzen niemals gefallen, warum sieht er es niemals mit Freude und Bewunderung an?

Sie senkte das Haupt auf ihre Brust und verlor sich in traurige, schwermüthige Träumereien. Zwei Thränen, welche langsam und kalt aus ihren Augen über ihre Wangen niederrollten, weckten sie. Mit einer raschen Bewegung hob sie das Haupt empor und schüttelte die Thränen von ihren Wangen fort. Dann schauete sie wieder in den Spiegel.

Warum liebt mich der Kronprinz nicht? flüsterte sie wieder mit zitternden Lippen und einem gramvollen Lächeln. Ach ich sehe es, ich weiß es wohl, es steht mit unheimlichen, traurigen Zügen in meinem Antlitz geschrieben, ich weiß, warum er mich nicht liebt! Diese großen blauen Augen sind ohne Seele und ohne Feuer, diesem Munde fehlt das anlockende, bezaubernde, verführerische Lächeln, es ist eine schöne Form, aber es fehlt ihr die Seele, eine schöne Natur, aber ohne Geist. Mein Gott, mein Gott, ich schlafe, meine Seele liegt todt und erstarrt in dem Sarge meiner geheimen Schmerzen, er könnte

*) Diese Schilderung der Prinzessin ist nach den: *Lettres familières et autres. De Monsieur le Baron de Bielfeld. Tom. I, pag. 81.*

sie wecken mit seinen Küssen, er könnte ihr Leben einhauchen mit seinen Blicken.

Sie streckte die Arme empor und mit vor Sehnsucht und Schmerz zitternden Lippen flüsterte sie: Pygmalion, warum kommst Du nicht, Deine Galathea zu wecken. Warum willst Du das Marmorbild nicht in ein Weib mit Fleisch und Blut, mit Seele und Herz verwandeln. Diese Lippen sind bereit zu lächeln und ihn auszustossen, den Schrei des Entzückens und der Wonne, und hinter den Schleiern meiner Augen liegt eine Seele, welche Du nur anrühren darfst, um sie zu wecken. Oh Friedrich, Friedrich, warum marterst Du mich so? Fühlst Du denn nicht, daß Dein Weib Dich liebt, daß sie Dich anbetet, daß Du ihre Seligkeit, ja ihr Gott selber bist? Oh ich weiß es wohl, das sind unheilige, sündige Worte, aber was thut's, ich bin eine Sünderin, denn ich bin bereit, meine Seeligkeit hinzugeben um Dich. Friedrich, Friedrich, warum hörst Du mich nicht, warum haben meine Seufzer, meine Thränen nicht die Kraft, Dich zu mir zu rufen!

Und das arme, schmerzitternde junge Weib ließ sich auf einen Sessel niedergleiten und die Hände vor ihr Antlitz legend, weinte sie bitterlich.

Fröhliche Stimmen und lautes Gelächter, welches dicht unter ihren Fenstern vom Garten her ertönte, weckte sie aus ihren Schmerzen und Thränen.

Das ist Frau von Brandt und der Herzog von Braunschweig, flüsterte Elisabeth hochaufathmend, indem sie sich emporrichtete und an's Fenster eilte, um hinter den Vorhängen verborgen in den Garten zu blicken.

Ja, dort stand der Herzog auf der Terrasse im lebhaften, eifrigen Gespräch mit den Freunden, mit Jordan, Kaiserling, Chazot und dem heute erst angekommenen Bielsfeld. Aber die Damen waren nirgends zu sehen und die Prinzessin schloß daraus, daß sie sich schon in den Vorsaal begeben hätten und daß also der Prinz bald kommen würde, seine Gemahlin abzuholen.

Er darf nicht sehen, daß ich geweint habe, Niemand darf das sehen, flüsterte Elisabeth, indem sie in ihr Taschentuch hauchte und

es an ihre Augen drückte. Nein, ich will lächeln und heiter sein wie Frau von Brandt und die Morien, ich will lachen und scherzen und Niemand soll ahnen, daß mein Herz sich verblutet und hinstirbt an unverständenen Schmerzen. Ja, heiter will ich sein und lachen, denn nur alsdann kann ich meinem Gemahl gefallen.

Indem sie so sprach, lachte sie, aber es war ein trauriges, herzerschütterndes Lachen, das indessen draußen im Vorsaal ein lauterer, fröhlicheres Echo fand.

XII.

Das Gedicht.

Im Vorsaal waren, wie die Kronprinzessin schon vermuthet hatte, die Hofdamen sowohl, wie die in Rheinsberg zum Besuch anwesenden Damen aus Berlin, unter denen Frau von Brandt und Frau von Morien, versammelt und warteten der Prinzessin. Während die Oberhofmeisterin Frau von Ratsch mit einigen Damen sich in eine Fenster-
nische zurückgezogen hatte und dort ein halblautes Gespräch führten, gingen Frau von Brandt und Frau von Morien im eifrigen, leisen Gespräch im Salon auf und ab.

Frau von Morien horchte in sichtlicher Spannung auf die Worte ihrer Freundin und ihr schönes, lebhaftes Angesicht spiegelte deutlich alle die verschiedenen Regungen ihrer Seele wieder. Bald flog ein glückliches Lächeln über ihre lieblichen Züge, bald lagerte sich eine Wolke auf dieser reinen, klaren Stirn und verdüsterte einen Moment ihre schwarzen, glanzvollen Augen.

Wie ich Ihnen sage, flüsterte Frau von Brandt, die Kaiserin selber läßt Ihnen sagen, daß Sie auf ihre Dankbarkeit rechnen dürfen, falls Sie geneigt sind, den Wünschen der Kaiserin Ihren Beistand

zu leihen. Sie müssen alle Ihre Beredsamkeit, all' Ihre Macht darauf verwenden, den Kronprinzen von dem Gedanken abzuwenden, daß er sich, wenn der König todt ist, von seiner Gemahlin scheiden lasse. Die Kaiserin will, daß ihre Nichte Königin von Preußen werde.

Ich verdanke dies der Kaiserin gar nicht, sagte Frau von Morien mit ihrem schelmischen Lächeln. Es fragt sich nur, ob der Wille des Kronprinzen mit dem der österreichischen Kaiserin übereinstimme. Denn Sie wissen wohl, daß Prinz Friedrich nicht der Mann ist, sich von anderm Willen als dem seinigen bestimmen zu lassen.

Nicht von dem Willen der Kaiserin, aber von dem Ihren, Theuerste!

Und womit gedenkt die Kaiserin meinen Willen zu bestechen? Denn ich hoffe nicht, daß diese gute Kaiserin mich für so albern und kindisch hält, daß ihre Wünsche mir Befehle wären, bloß weil sie von den Lippen einer Kaiserin kommen? Nein, die kleine Morien ist in diesem Augenblick für die Kaiserin eine wichtigere Person, als die Kaiserin es für mich ist, und es ist daher sehr natürlich, daß ich meine Bedingungen stelle.

Sagen Sie nur diese Bedingungen, theuerste Freundin, und ich kann Sie im Voraus versichern, daß sie erfüllt werden, es müßte denn sein, daß Sie die Sterne oder den Mond verlangen wollten, welche Ihnen die Kaiserin freilich nicht geben kann.

Und doch haben Sie meine Bedingung errathen, sagte Frau von Morien lächelnd. Ich verlange einen Stern, aber freilich nicht einen von den kleinen dort droben, einen größern, ehrenvollern und schönern Stern, den mir die Kaiserin geben kann.

Ich verstehe Sie nicht, sagte Frau von Brandt ganz erstaunt.

Ach, Sie werden mich bald verstehen, hören Sie nur! Haben Sie nicht vernommen, daß die österreichische Kaiserin einen Orden stiften will, einen Orden der Tugend und Sittsamkeit?

Frau von Brandt brach in ein lautes, silberhelles Lachen aus. Und in diesen Orden möchten Sie aufgenommen werden?

Ja, das möchte ich, und wenn mich die Kaiserin nicht zur Groß-

kreuzdame dieses Ordens macht, lasse ich mich in gar keine weitere Verhandlungen ein.

Frau von Brandt lachte immer noch. Das ist eine zu erhabene, zu geniale Idee, sagte sie. Le tourbillon will Großkreuzdame des Tugendordens werden! Die schöne Morien, deren größter Stolz es sonst war, die Tugendprüden zu verachten und der Moral ein Schnippchen zu schlagen, die schöne Morien will jetzt der Sittsamkeit die Schleppe tragen!

Liebe Freundin, sagte Frau von Morien mit einem bezaubernden Lächeln, welches zwei Reihen der köstlichsten weißen Zähne sichtbar werden ließ, liebe Freundin, man muß sich immer zur rechten Zeit den Rückweg offen halten, und wie Aesop bergabsteigend sich nicht des bequemen und schönen Pfades freute, sondern schon seufzte über die kommenden Beschwerden des Bergaufsteigens, so müssen auch die Frauen niemals befriedigt sein mit den schönen Pfaden der Gegenwart, sondern ein wenig auch an die beschwerlichen der Zukunft sich erinnern. Ein Tag kommt doch, wo wir die blumigen Pfade der Liebe und Lust mit einem Gitter, den das Alter davor gesperrt, abgeschlossen finden und dann gezwungener Weise auf den langweiligen und dultlosen Wegen der Tugend lustwandeln müssen. Es ist daher gut und weise, wenn man sich schon früh mit einem Paß für diesen Spaziergang versieht und sich die rauhen Wege, welche so gewiß kommen, wie das Alter, ein wenig ebnet. Heute bin ich der Tourbillon und werde es noch einige Jahre bleiben, aber wenn die Rosen und Lilien meiner Wangen gewelkt sind, dann werde ich das Ordenskreuz der Tugend an meinen welken Busen heften und eine sehr gottesfürchtige, sehr keusche, sehr strenge Tugendritterin werden.

Beide Damen lachten und es war ein Lachen so fröhlich und silberhell, so klar und unschuldig wie Lerchenjubel und Kindergesang. Dann nahm der Tourbillon schnell wieder eine ernsthafte, pathetische Miene an und sagte mit nieselnder predigender Stimme: Und verdiene ich es also nicht sehr wohl, mit dem Ordensstern der Tugend verklärt zu werden? Ist mir nicht die erhabene heilige Bestimmung zugebacht, die Herzen zweier Ehegatten wieder einander zu vereinigen

und was Gott so schön zusammengefügt hat, mit meinen schwachen, aber schönen Händen noch enger zu verknüpfen? Soll ich nicht als eine Priesterin Besta diesen heiligen Kronprinzlichen Ehebund segnen, um die heiligen Flammen keuscher Gattenliebe wieder auf's Neue aufzulodern zu machen? Ich sage Ihnen also, schaffen Sie mir diesen Orden, machen Sie, daß ich eine der ersten Ritterinnen dieses Ordens werde, oder ich nehme diese Rolle nicht an, welche man mich da spielen lassen will!

Ich verbürge Ihnen, daß Ihre Launen erfüllt und daß Sie Ordensdame werden sollen, sagte Frau von Brandt ernsthaft.

Verzeihen Sie, Theuerste, aber dies genügt mir nicht! Ich verlange, daß die Kaiserin von Oesterreich, die erhabene Tante unserer Kronprinzessin, mir selber in einem eigenhändigen Handbillet die Zusicherung giebt, daß dieser Orden in's Leben tritt, und daß ich Ordensritterin werde. Es schadet nichts, wenn die erhabene Kaiserin außerdem noch einige Worte der Zärtlichkeit und Hochachtung hinzufügt und mich ihrer Werthschätzung versichert.

Ich werde noch heute Ihre Bedingungen nach Berlin berichten und sie werden sofort durch einen Courier der Kaiserin mitgetheilt werden, welche ohne Zweifel bereit sein wird sie zu erfüllen, denn die Gefahr ist dringend und Sie sind eine mächtige Bundesgenossin.

Gut, so weit wären wir einig und es fehlt weiter nichts als die Hauptsache, sagte Frau von Morien mit einem neckischen Lächeln, weiter nichts, als daß ich wirklich Ihre Voraussetzungen erfülle und daß ich wirklich für den Kronprinzen ein wenig mehr bin, als nur der Tourbillon, die hübsche Morien, die türkische Musik, die er klingen läßt, wenn er lustig ist. Es fehlt weiter nichts, als daß mich der Kronprinz nun auch wirklich liebt. Er macht mir den Hof, das ist wahr, er drückt mir zuweilen verstohlen die Hand, er flüstert mir dann und wann einige zärtliche, sehnsuchtsvolle Worte in's Ohr, er hat mich gestern, als ich ihm zufällig ganz allein im dunklen Corridor begegnete, sehr feurig umarmt und meine Lippen mit so glühenden und stürmischen Küssen bedeckt, daß ich fast erstickte. Aber das ist Alles, das ist der ganze Roman meiner Liebe.

Nein, das ist nicht Alles! Dieser Roman hat eine Fortsetzung, sagte Frau von Brandt mit triumphirenden Blicken, indem sie einen versiegelten Brief aus ihrem Busen hervorzog und ihn der schönen Morien darreichte. Da nehmen Sie dieses Schreiben, es ist ein neues Capitel Ihres Romans.

Dieser Brief hat keine Adresse, sagte Frau von Morien lächelnd. An wen ist er?

Er ist an Sie.

Nein, er ist an mich! rief plötzlich eine Stimme hinter ihnen, und eine rasche Hand fuhr wie der Blitz empor und entriß der Frau von Morien das versiegelte Papier.

Mein, dieser Brief ist mein! jubelte das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin, welche unbemerkt zu den beiden Damen herangeschlichen war und gerade im entscheidenden Moment sie erreicht und den Brief erfaßt hatte, den sie jetzt mit erhobenem Arm hoch emporstreckte.

Der Brief gehört mir, er ist mein! wiederholte das übermüthige junge Mädchen, mit fröhlichem Lachen vor den beiden entsetzten, schreckensbleichen Damen umhertänzelnd. Wer wagt es zu behaupten, daß dieser Brief, welcher keine Adresse hat, nicht an mich gerichtet ist?

Louise, geben Sie mir den Brief wieder, bat Frau von Morien mit zitternder, angstgedämpfter Stimme. Aber Louise fand ein Vergnügen daran, ihre schöne Freundin ein wenig zu martern und zu ängstigen und sich ein wenig zu rächen dafür, daß diese sie immer noch ein Kind nannte und sie auslachte, wenn Louise von ihrem Herzen sprach und irgend eine geheimnißvolle, große, unglückliche Liebe ahnen ließ. Louise wollte sich jetzt rächen, indem sie wirklich die Vorrechte eines Kindes beanspruchte und den neckischen Uebermuth eines Kindes entfaltete.

Nehmen Sie den Brief, wenn Sie ihn bekommen können! rief das Hoffräulein, indem sie wie eine Gazelle durch den Saal sprang und den Brief wie eine Fahne empor schwenkte. Nehmen Sie doch den Brief.

Frau von Morien eilte ihr nach, und nun begann ein lustiges

Jagen und Hetzen durch den Saal, begleitet von dem fröhlichen Beifallsgelächter der Damen, die mit lebhafter Theilnahme diesem Wettlauf der Schönen zuschaueten. Und in der That, es war ein reizendes Bild, diese beiden schönen Gestalten zu sehen, wie sie, zwei Atlanten gleich, durch den Saal flogen, strahlend vor Eifer und Lust, mit glühenden Wangen und lächelnden Lippen, mit weithin flatternden Locken, mit hochwallendem Busen.

Das junge Mädchen behielt noch immer den Vorsprung, sie tänzelte noch immer jubelnd und lachend vor der schönen Morien einher, während diese schon ein wenig zu ermatten begann.

Dieser Brief ist mein! jubelte das kleine, übermüthige Hoffräulein, und Niemand soll ihn mir entreißen.

Aber Frau von Morien, von Angst besflügelt, machte jetzt eine letzte verzweifelte Anstrengung, wie ein Pfeil flog sie hinter Louise her. Jetzt war sie dicht hinter ihr, jetzt fühlte Louise schon den heißen, feuchenden Athem an ihren Wangen, sah sie schon den gehobenen Arm, der sich nach dem Briefe emporstreckte, — da öffnete sich plötzlich die Thür, vor welcher Louise eben angelangt war, und die Kronprinzessin erschien in derselben.

Das kleine Hoffräulein sank mit einem lauten Gelächter zu ihren Füßen nieder und hauchte athemlos: Gnädigste Prinzessin, retten Sie mich!

Frau von Morien war bei dem Erscheinen der Kronprinzessin stehen geblieben, athemlos vom raschen Wettlauf nicht allein, sondern athemlos auch vor Angst und Entsetzen, während Frau von Brandt, ihre eigne Bestürzung unter einem Lächeln verbergend, sich ihrer Freundin näherte, um sie nicht ohne Beistand und Hülfe in diesem kritischen Moment zu lassen. Die übrige Gesellschaft stand schweigend und in ehrfurchtsvoller Entfernung und schaute nur mit neugierigen, forschenden Blicken auf die seltsame Scene dort drüben hin.

Nun, und wovon soll ich Sie erretten, kleine Louise? fragte die Kronprinzessin, indem sie sich lächelnd zu dem athemlosen Hoffräulein niederbeugte.

Louise schwieg einen Augenblick. Sie fühlte, daß die Kronprin-

zessin ihr zürnen werde wegen ihrer Unart; sie wollte dem ganzen Hof gegenüber nicht wieder wie ein Kind behandelt werden. Sie faßte also einen raschen Entschluß, sie mußte die Wahrheit dieser Behauptung festhalten, sie mußte darauf beharren, daß der Brief an sie gerichtet gewesen.

Frau von Morien wollte mir einen Brief entreißen, der mir gehört, sagte Louise von Schwerin mit einem trotzigen Blick auf diese.

Ich hoffe, Ew. Königliche Hoheit kennen dieses junge übermüthige Kind zu wohl, um ihren Worten Glauben zu schenken, sagte Frau von Morien ausweichend, nicht wagend, den Brief als ihr Eigenthum einzufordern.

Kind! Sie nennt mich wieder ein Kind, murmelte Louise außer sich vor Zorn und nun fest entschlossen, diese Scene, welche Anfangs Scherz gewesen, jetzt bis auf's Aeußerste fortzuführen und sich an Frau von Morien zu rächen, indem sie sie compromittirte.

Also der Brief ist nicht an Louise? fragte die Kronprinzessin, sich an Frau von Morien wendend.

Nein, Königliche Hoheit, er ist nicht an sie.

Er ist an mich, bethenurte das kleine Hoffräulein. Ew. Königliche Hoheit mögen sich selber davon überzeugen. Hier ist der Brief, wenn Sie die Gnade haben wollen, die Adresse zu lesen.

Aber dieser Brief hat keine Adresse! sagte die Kronprinzessin verwundert, auf den von Louisen erhaltenen Brief deutend.

Und doch behauptet Frau von Morien, daß er an sie gerichtet sei! rief Louise boshaft.

Und doch sagt Fräulein von Schwerin, daß er ihr gehöre! rief Frau von Morien, Louisen einen wüthenden Blick zuschleudernd.

Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, Schiedsrichter zu sein, sagte Louise von Schwerin.

Wie kann ich das? Wie kann ich wissen, wem der Brief gehört, da er keine Aufschrift trägt? fragte die Prinzessin lächelnd.

Indem Ew. Königliche Hoheit die Gnade haben, ihn zu öffnen und zu lesen, sagte das tolle junge Mädchen ganz zuversichtlich und mit dem vollsten Schein der Aufrichtigkeit. Der Brief ist von meiner

Mutter, und ich habe nicht nöthig, Ew. Königlichen Hoheit ein Geheimniß daraus zu machen, weil ich überhaupt gar keine Geheimnisse habe.

Sind Sie einverstanden, Frau von Morien? fragte die Kronprinzessin. Soll ich diesen Brief öffnen und als Schiedsrichterin entscheiden?

Aber ehe das geängstigte und entsetzte junge Weib Zeit zu einer Erwiderung fand, trat Frau von Brandt vor und näherte sich der Kronprinzessin mit lächelnder, zuversichtlicher Miene. Sie hatte in dieser äußersten Gefahr einen verzweifelden Entschluß gefaßt. Der Kronprinz hatte ihr gesagt, daß dieses Papier ein Gedicht enthalte. Warum konnte dieses Gedicht nun nicht ebenfogut für die Prinzessin, als für Frau von Morien bestimmt sein? Ohne Zweifel enthielt es eine Liebeserklärung, und Liebeserklärungen eignen sich für jede Frau und sind jeder willkommen.

Wenn Ew. Königliche Hoheit erlauben, bin ich bereit, Aufklärung über dieses Räthsel zu geben, sagte Frau von Brandt vollkommen ruhig und sicher.

Die Kronprinzessin nickte zustimmend.

Dieser Brief gehört weder der Frau von Morien, noch dem Fräulein von Schwerin, fuhr Frau von Brandt fort.

Nun, Sie versprochen Aufklärungen! rief die Prinzessin lachend, und mir scheint, daß Sie das Räthsel immer undurchbringlicher machen. Der Brief gehört weder der Morien, noch der kleinen Louise? Wem gehört er denn?

Er gehört Ew. Königlichen Hoheit.

Wie? fragte die Prinzessin verwundert, während Frau von Morien mit sprachlosem Entsetzen ihre Freundin anstarrte und Fräulein von Schwerin in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

Ja, dieser Brief gehört Ew. Königlichen Hoheit. Der Kronprinz übergab ihn mir vorher mit dem Befehl, ihn auf die Toilette Ew. Königlichen Hoheit zu legen, bevor Dieselben in Ihr Ankleidezimmer gingen. Aber ich kam zu spät und vernahm, daß Hoheit schon mit Ihrer Toilette beschäftigt seien. Ich wagte es daher nicht

zu stören und behielt den Brief, um ihn jetzt abzugeben. Wie ich ihn in der Hand hielt und mit Frau von Morien darüber scherzte, daß der Kronprinz vergessen, eine Adresse zu schreiben, kam Fräulein von Schwerin, um mir auf eine höchst ungebührliche Weise den Brief zu entreißen und zu behaupten, daß er ihr gehöre. Frau von Morien eilte ihr nach, um ihr denselben zu entreißen. Das ist der ganze Hergang.

Und Sie sagen, der Brief sei an mich? fragte die Kronprinzessin sinnend.

An Sie, und er enthält ein Gedicht von Sr. Königlichen Hoheit.

So bin ich also berechtigt, das Siegel zu erbrechen, sagte die Prinzessin, indem sie den Brief öffnete und das darin enthaltene Papier entfaltete. Dann rief sie mit einem freudigen Lächeln: In der That, es ist ein Gedicht von meinem Gemahl!

Und hier kommt Se. Königliche Hoheit selbst, um die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen! rief Frau von Brandt, zur Seite tretend.

XIII.

Das Banquet.

Frau von Brandt hatte Recht, es war der Kronprinz, welcher, umgeben von seinen Cavalieren, gerade in dem Moment, in welchem die Kronprinzessin das Gedicht zu lesen begann, in den Saal trat. Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich bei seinem Erscheinen, und das Antlitz seiner Gemahlin strahlte vor Freude und Entzücken bei dem Anblick dieses schönen, strahlenden, anmuthigen jungen Fürsten, den sie in diesem Moment, wo sie das erste, an sie gerichtete Liebes-

gedicht von ihm in Händen hielt, mit einer freudigen Zuversicht ihren Gemahl nannte. Der Kronprinz erschien heute nicht, wie gewöhnlich, in der Uniform seines Regiments, sondern er hatte eine französische Toilette nach der neuesten Mode gemacht. Er trug einen seladonfarbenen Rock von schwerem Seidenmoirée, auf den Schultern verziert mit großen Spitzenschleifen, deren Enden mit silbernen Franzen eingefasst waren. Die kurzen seladonfarbenen Beinkleider reichten bis an das Knie und waren hier mit spanischen Silberspitzen verziert, welche weit über den seidenen Strumpf herabfielen. An den mit hohen rothen Absätzen verzierten Schuhen prangten Schnallen mit Diamanten von ungeheurer Größe, die indeß noch überstrahlt wurden von den Brillantknöpfen, welche die lange, silberbrokatene Weste zusammenhielten *). Aehnlich, aber minder reich war das Costüm der Cavaliere des Kronprinzen, und wie die Schaar dieser auserlesenen, schönen, geistvollen, reichgeschmückten Cavaliere in den Saal trat, glänzten die Augen der Damen höher auf und ein lebhaftes Roth färbte ihre Wangen.

Am schönsten strahlte das Antlitz der Kronprinzessin; nie hatte sie den Gemahl so schön gesehen, nie war er ihr in dieser Verkörperung der Liebe, des Glückes erschienen. Und das Alles galt ihr, ihr, der Auserlesenen, Befeligten, welche er jetzt liebte. Ja, er liebte sie! Sie hatte nur erst den Anfang dieses Gedichtes gelesen, das er ihr geschrieben, aber dieser Anfang schon enthielt Worte der Zärtlichkeit, der glühenden Liebe.

Während sie in stummer Seligkeit hinüberblickte zu dem Gemahl, näherte sich Frau von Brandt dem Kronprinzen, und indem sie ihm leicht und grazios die eben erlebte Scene erzählte, bat sie ihn um die Bestätigung ihrer Aussage.

Des Kronprinzen rascher Blick war einen Moment von der schönen, in Verwirrung und Furcht zitternden Morien zu seiner Gemahlin hinübergeschweift, und aus ihrem strahlenden heitern Gesicht hatte er geschlossen, daß sie wirklich noch glaubte, dieses Gedicht sei

*) Bielfeld, Vol. II. pag. 82.

an sie gerichtet. Sie hatte also dasselbe noch nicht zu Ende gelesen, sie war noch nicht bis zu jener Strophe gelangt, welche eine unmittelbare Anrede an den schönen Tourbillon, die bezaubernde Leontine enthielt. Man mußte sie also verhindern, dieses Gedicht zu Ende zu lesen! Das war das Ganze.

Der Kronprinz näherte sich daher seiner Gemahlin mit einem Lächeln, wie sie es niemals an ihm gesehen und welches ihr Herz erzittern machte vor Wonne.

Ich bitte Sie um Verzeihung, sagte er, für mein armes kleines Gedicht, das Ihnen auf eine so stürmische und eclatante Weise übergeben worden, und es in der That wenig verdient, daß man ihm so viel Worte gönnt. Lesen Sie es in einer einsamen Stunde, wo vielleicht die Langeweile Sie heimsuchen will, und dann mag es eine kleine Zerstreuung sein für einen müßigen Moment. Aber lesen Sie es nicht jetzt. Heute wollen wir uns nicht mehr mit Versen und Gedichten plagen, heute wollen wir lachen und fröhlich sein. Das heißt, wenn es Ihnen so gefällt, Madame!

Die Kronprinzessin murmelte einige leise, unverständliche Worte, und während ihr Herz voll war von Gedanken der Liebe, der Freude und des Entzückens, fand sie, wie immer, keine Worte für ihre Gedanken. Diese keusche Schüchternheit ihrer Lippen, diese Armuth an Worten bei dem tiefinnersten Reichthum an Gefühlen, das war das Unglück der armen Kronprinzessin. Das war es, was sie schwerfällig, befangen und geistlos erscheinen ließ, das war es, was ihren Gemahl verstimmte und ihn ihr entfremdete, und weil sie das fühlte, ward sie in seiner Nähe um so befangener und ängstlicher, fand sie um so weniger Kraft, ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

Hätte sie in diesem Moment den Muth zu einer geistreichen, pikanten Antwort gefunden, so würde das ihrem Gemahl sehr gefallen haben, während ihr Schweigen ihn verstimmte und seine Stirn bewölkte.

Stumm wie sie selber, reichte er ihr jetzt den Arm, und Frau von Morien mit einem verstohlenen Wink der Augen begrüßend, führte er seine Gemahlin in den Eßsaal zu der glänzend servirten,

von Blumen und Früchten duftenden, von reichem Silbergeschirr strahlenden Tafel.

Der Gärtner von Rheinsberg, mit Namen Friedrich von Hohenzollern, ladet seine Freunde ein, zu kosten, was er zu Stande gebracht hat! sagte der Kronprinz, auf die große, duftende Melone deutend, welche vor seinem Teller stand. Setzen wir uns also und seien wir heiter und lustig. Denn zum Glück ist der Kronprinz nicht zu Hause und wir dürfen also Alle ganz sans gêne sein und uns ganz unserer Laune überlassen, wie es die Mäuschen thun, wenn die Katze nicht zu Hause ist.

Er setzte sich neben seiner Gemahlin nieder und winkte dann Frau von Morien an seine linke Seite, indem er mit einem bezaubernden Lächeln halb leise zu ihr sagte: Sie müssen heute meine Retterin sein, schönster Sturmwind. Mein Herz steht in Flammen und bedarf der Abkühlung. Blasen Sie also, blasen Sie, damit es kühl werde und sich nicht verzehre in seinen eigenen Flammen.

Oh, dieses Herz ist ein Phönix, flüsterte Frau von Morien, aus der Asche steigt es immer wieder neuverjüngt empor.

Aber nur um sich auf's Neue zu verzehren in seinen Gluthen, sagte der Prinz leise. Dann nahm er das Glas zur Hand, und mit seinen leuchtenden Blicken die ganze reiche feine Tafelrunde musternd, sagte er: Der erste Toast gilt heute der Jugend! Dieser süßen Thorheit, um welche uns die Alten beneiden und von welcher wir leider mit jedem Tage mehr geheilt werden. Der Jugend und der Schönheit, welche beide heute hier so glänzend vertreten sind, daß man meinen sollte, Frau Venus habe uns alle ihre Töchter und Gespielinnen, aber auch alle ihre Liebhaber gesandt, sowohl die abgesetzten und verlassenen, als auch die, welche sie erst noch zu verlassen gedenkt und die sie augenblicklich noch begünstigt und ihnen schön thut.

Alle lachten und stießen fröhlich mit den Gläsern an und aßen mit sichtlichem Behagen von diesen köstlichen, duftenden Speisen, welche die Meisterhand Duvals, des französischen Koches, bereitet hatte und welche der Kronprinz würzte mit pikanter Unterhaltung

und dem attischen Salz seines allzeitig schlagfertigen, niemals versagenden Witzes.

Bald strahlten alle Gesichter in Heiterkeit und Lust, bald glänzte die Freude aus Aller Blicken. Der dicke Knobelsdorf erzählte mit seiner lauten, schallenden Stimme ein wenig von der *chronique scandaleuse* seines Reiselebens, der kleine zierliche Jordan mit den funkelnden Augen und dem gutmüthigen Lachen unterhielt, dem Kronprinzen gegenüber sitzend, mit diesem eines jener launigen, geistvollen, pikanten Gespräche, wie nur diese Beiden, in langer inniger Freundschaft vereint, es zu führen vermochten; der muntere, ritterliche Chazot rezitirte einige drastische Strophen aus Voltaire's kürzlich erschienenen *Pucelle*; der schöne eitle Graf Kaiserling ließ in jeder Minute eine neue Rakete des Witzes, der Gelehrsamkeit, der Empfindsamkeit emporsteigen und unterhielt die Damen, welche neben ihm saßen, mit einem wahren Feuerwerk von Geist und Wissen, bald einige Verse aus der *Henriade* recitirend, dann wieder einige der eben Mode werdenden Gellert'schen Fabeln declamirend, dann mit dem unweit von ihm sitzenden Maler Pesne ein geistreiches Gespräch über die Malerei beginnend, und dann wieder seiner Nachbarin, dem Hoffräulein von Schwerin, ein bezauberndes Bild von der Zukunft entwerfend. Von dieser Zukunft, wo man in Berlin ein französisches Theater und eine italienische Oper, vor allen Dingen ein französisch-italienisches Ballet haben würde, bei welchem die schönsten Tänzerinnen und die berühmtesten Tänzer engagirt sein würden, und welches an Pracht und Glanz Alles überstrahlen sollte, was es jemals Aehnliches im ganzen deutschen Reiche gegeben habe und noch geben werde.

Weiter abwärts am Tische aber saßen die beiden Benda's, die beiden Graun's und Quanz, der vielvermögende und vielgefürchtete Flötenvirtuos und Lehrer des Kronprinzen, der Jedermann imponirte durch seine Grobheit, und vor dem selbst der Kronprinz eine Art Scheu empfand, weil selbst Er nicht sicher war vor irgend einer brusquen abweisenden Antwort. Aber heute war selbst Quanz freundlich und still, und sein Antlitz trug den halb gutmüthigen, halb grossenden Ausdruck einer Bulldogge, die von zarter, weicher Hand

gestreichelt wird und eigentlich zürnen möchte, aber vor Behagen nicht dazu kommen kann.

Immer lauter, immer stürmischer und ungebundener wurde die Fröhlichkeit der Gesellschaft, immer höher strahlten die Wangen der Damen, immer zärtlicher und kühner wurden die Worte der Männer. Nur die Kronprinzessin saß schweigend und trübe neben ihrem Gemahl, nur ihr Herz war wieder kummervoll und schwer. Sie hatte die vorhin erlebte Scene noch einmal überlegt und erwogen, und das Resultat davon war gewesen, daß sie jetzt überzeugt war, das Gedicht, welches sie erhalten, sei nicht an sie gerichtet gewesen, sondern an irgend eine Andere, daß sie sich ihrer Leichtgläubigkeit schämte und erröthete über ihre eigene Eitelkeit. Denn wie wäre es auch möglich, daß Er, dieser schöne, strahlende Mann, der da an ihrer Seite saß, dessen Lippen sprudelten von Geist und Witz, dessen Stirn leuchtete wie die eines Jupiters, der eben so gelehrt als geistreich, eben so erhaben als liebenswürdig, eben so jung und heiter als weise und tief ernst war, wie wäre es möglich, daß Er sie lieben sollte, sie, welche weiter nichts war als jung und schön, und außerdem den großen, den unverzeihlichen Fehler hatte, seine Gemahlin, und zwar seine aufgedrungene Gemahlin zu sein. — Nein, dieses Gedicht war nicht an sie gerichtet! Aber an wen denn? Wer war die Glückliche, welche das Herz des Kronprinzen besaß, vor dem seine edle, stolze Seele sich in Liebe beugte? Ihr Herz bäumte sich, wenn sie daran dachte, daß eine Andere, nicht sie dieses Glück ihr Eigen nannte, und doch, in ihrem edlen und sanften Sinne zürnte sie dieser Anderen nicht. Aber sie glühete, ihren Namen zu wissen, doch, wenn sie ihn wußte, wollte sie nicht Rache an ihr nehmen, sondern für sie beten, für sie, welche der Kronprinz liebte, der er vielleicht einige Tage des Glückes, der Seligkeit verdankte.

Aber wer war sie? Mit prüfendem Blick ließ die Kronprinzessin ihr Auge an all' den Damen vorübergleiten, welche an der Tafel saßen. Es waren viel schöne, anmuthige Gesichter unter ihnen, Manche von ihnen hatte Geist, Lebhaftigkeit, Witz, aber keine von ihnen war würdig, von dem Kronprinzen geliebt zu werden. Eben

neigte sich ihr Gemahl mit einem bezaubernden Lächeln zu seiner Nachbarin, eben flüsterte er ihr einige Worte zu, und Frau von Morien erröthete und schlug die Augen nieder und hob sie dann wieder, um ihn mit flammenden Blicken anzuschauen und mit zitternden Lippen einige Worte zu flüstern, die so leise waren, daß nur der Kronprinz sie verstehen konnte. Wie? Sollte sie es sein? — Aber nein! Das war ja unmöglich! Dieses leichtfertige, koquette, oberflächliche Weib konnte unmöglich den edlen, großsinnigen, genialen Kronprinzen gefesselt haben, nicht sie konnte Elisabeths beglückte Rivalin sein!

Wer war sie denn? Ach, wäre doch erst dieses ewig lange Mahl zu Ende! Könnte sie doch erst allein sein in ihren Gemächern, um das Gedicht zu lesen, welches ohne Zweifel eine Lösung dieses Räthsels, welches den Namen der Geliebten enthalten mußte.

Aber es schien, als ob der Kronprinz diesen Wunsch seiner Gemahlin errathen hätte und ihn sofort hintertreiben wollte. Man war heute sehr spät, erst um sechs Uhr zur Tafel gegangen, jetzt war es dunkel geworden und man brachte hohe Armleuchter mit Wachskerzen, welche die Tafel erleuchteten.

Die Lichter brennen! rief der Kronprinz. Wir wollen uns nicht eher von der Tafel erheben, als bis die Lichter erloschen sind und dafür eine leichte Champagner-Illumination in unseren Köpfen begonnen hat! *)

Und man sprach und lachte, und flüsterte und declamirte, und trank und jubelte weiter, und das Herz der Kronprinzessin ward immer schwerer, immer trauriger.

Plötzlich wandte ihr Gemahl sich zu ihr hin. Die Eitelkeit eines Autors regt sich ein wenig in mir, sagte er lächelnd, und ich erlaube mir daher die Frage, ob Sie gar nicht neugierig sind, das Gedicht zu kennen, welches ich die Ehre hatte, Ihnen heute durch Frau von Brandt zu senden?

*) Des Kronprinzen eigene Worte. Bielfeld Vol. I., pag. 84, dem auch theilweise die ganze Schilderung dieses Bankets entlehnt ist.

Doch, mein Gemahl! rief die Kronprinzessin lebhaft. Ich glühe vor Verlangen, es kennen zu lernen.

So erlauben Sie mir, daß ich sofort Ihr Verlangen befriedige, sagte der Kronprinz, seine Hand hinreichend, um das Gedicht zu empfangen.

Die Prinzessin zögerte, aber als sie ihren Gemahl ansah, begegnete sie seinen Augen, die mit so kalten, gebieterischen Blicken auf sie gerichtet waren, daß sie erbebt und es wie eine eisige Hand über ihr Herz rieseln fühlte.

Sie zog das Gedicht aus ihrer Kleidertasche hervor und reichte es schweigend ihrem Gemahl dar.

Jetzt, mein kleines Hoffräulein von Schwerin, sagte der Kronprinz lachend und mit erhobener Stimme, jetzt soll diese ganze hochweise, hochhehrbare und hochwürdige Gesellschaft als Richter zwischen mir und Ihnen zu Tische sitzen und entscheiden, ob dieses Papier, wie das höchst sittsame und zärtliche Kind behauptet, ein Brief von ihrer lieben Mutter sei, oder, wie ich behaupte, ein Gedicht, welches ein gewisser Prinz geschrieben, der zuweilen an der Krankheit des Versemachens leidet und dann allerlei Imaginationen und Phantasien hat. Hören Sie also, meine Herren und Damen, und seien Sie Richter zwischen uns. Aber damit Niemand glaube, daß ich etwas Anderes lese, als was dasteht, und die zärtlichen Worte mütterlicher Liebe in die noch zärtlicheren Gefühle eines Liebhabers überseze, soll Frau von Morien mit mir in dieses Papier schauen und bezeugen, daß ich die Wahrheit lese.

Er reichte Frau von Morien das Papier hin und das Haupt leicht zu ihr hinneigend, begann er zu lesen. Die ersten Verse so, wie sie da geschrieben standen, dann aber, übergehend in eine freie Improvisation, recitirte er ein von Uebermuth, Geist, Laune und Wig sprudelndes Gedicht, das eben so sehr eine Huldigung für seine Gemahlin war, als es reich war an pikanten Beziehungen und Anspielungen und sanglanten Scherzen, die Jedermann verstand, und die dann und wann ein Jauchzen des Beifalls bei der Tischgesellschaft hervorriefen. Während er las, was nicht dastand, hatte Frau

von Morien Zeit zu lesen, was da stand, und ihr Herz klopfte vor Lust, ihr Busen wogte und ihre Wangen glühten, als sie diese so glühende Liebeserklärung, diese halb demuthsvolle, halb gebieterische Einladung zu einem Rendezvous las.

Die Lectüre war beendet, lautes Lachen und stürmische Lobpreisungen ertönten von allen Seiten. Der Kronprinz faltete das Papier zusammen, indem er sich an seine Gemahlin wandte und sie lächelnd fragte, ob sie zufrieden sei mit dem Gedicht?

Ich bin es so sehr, sagte sie, daß ich Sie bitten wollte, mir das Gedicht wiederzugeben. Ich möchte es aufbewahren zum Andenken an diese Stunde.

Aufbewahren? Nicht doch! Ein Gedicht ist wie eine Blume. Es gehört der Gegenwart, und nur so lange es frisch, ist es schön. Wenn man die Blume in ein Herbarium legt, ist's vorbei mit ihrer Schönheit und ihrem Duft. Auch ein Liebesgedicht soll man nicht in ein Herbarium legen. Der Moment hat es gegeben, der Moment soll es wieder nehmen, und den Göttern wollen wir opfern, was wir den Göttern verdanken.

So sprechend, zerriß der Kronprinz das Papier in kleine Stückchen, die er dann auf seiner flachen Hand zu einem kleinen Haufen aufschichtete.

Gehet hin in alle Winde und lehret alle Völker, daß Nichts unsterblich ist, auch die Gedichte eines Fürsten nicht, sagte er, auf die Papierschnitzel blasend, daß sie wie leichte Schneeflocken empor wirbelten und herüber und hinüber flatterten. Nun entstand ein lustiges Jagen und Hetzen mit diesen Papierschnitzeln, Jeder blies sie weiter, Jeder machte aus seinen Lippen einen kleinen Blasebalg, der mit seinem Luftzug die Schnitzel immer wieder emporwirbelte, Jeder bemühte sich, den Streifen eine besondere Richtung, ein bestimmtes Ziel zu geben, indem man sie jener Schönen in's Antlitz oder auf die weißen Schultern, oder diesem Herrn gerade in's Auge oder in den lachenden Mund blies.

Es war ein lustiges Schäkern und Jauchzen, ein harmloses Rosen und Scherzen. Nur die Kronprinzessin saß immer noch trübe

und still. Dann und wann fiel eins der Papierstreifen vor ihr nieder; sie sammelte sie mechanisch auf, aber blies sie nicht weiter, sondern betrachtete sie mit trüben, schmerzvollen Blicken. Plötzlich zuckte sie zusammen und ein glühendes Roth überslog ihr Antlitz. Sie hatte da auf einem dieser Papierstreifen zwei Worte gelesen, welche ihr Herz erbeben machten vor Zorn und Schmerz. Diese beiden Worte hießen: „Bezaubernde Leontine“.

Das Geheimniß war also enthüllt! An Leontine war dieses Gedicht des Kronprinzen gerichtet, an eine bezaubernde Leontine, und nicht an Elisabeth! Aber wer war sie? Wer von diesen Damen hieß Leontine?

Sie mußte, sie wollte das wissen. Sie raffte all' ihren Muth zusammen, sie stachelte mit ihren eigenen Schmerzen ihr Herz empor zu wilder, trauriger Lustigkeit, sie begann plötzlich einzustimmen in die allgemeine Fröhlichkeit, und fing an zu lachen und zu scherzen und fröhlich zu plaudern, mit dem Kronprinzen sowohl und der Frau von Morien, als auch mit dem jungen Baron von Bielsfeld, der ihr gegenüber saß.

Niemals hatte man die Kronprinzessin so heiter, so ungezwungen und witzig gesehen. Niemand ahnte, daß diese Scherze und dieses Lachen nichts weiter seien als die maskirten Schmerzen, die ihre Seele folterten, und daß sie den Klageschrei ihres Herzens nur unter dem Lachen ihrer Lippen verhüllte!

Die Lichter waren halb schon herunter gebrannt, und schon begann bei Einigen dieser heitern Tafelrunde die Champagner-Illumination, welche der Kronprinz prophezeit hatte, ihre ersten Lichterchen anzuzünden. Chazot declamirte nicht mehr, sondern er sang schon einige jener reizenden Chansons, wie er sie in seinem Vaterlande, der Normandie, oft den schmucken lebenslustigen Bäuerinnen abgeläuscht, Jordan improvisirte eine Predigt, in der Art der fanatischen, heuchlerischen und scheinheiligen Priester, wie sie seit einiger Zeit in Berlin ihr Wesen trieben, Kaiserling hatte sich von seinem Sitz erhoben und machte eine Attitüde, wie er sie in Paris von dem berühmten Lagière in dem Ballet die Sphene gesehen. Knobelsdorf erzählte seine pikan-

testen italienischen Abenteuer und Quanz fand sogar den Muth, des Kronprinzen Lieblingshund, die Biche, welche er als seine Rivalin haßte und die eben seine Füße beschnüffelte, mit einem kräftigen Fußtritt von sich zu stoßen. Der Kronprinz allein hatte seine edle, freundliche und würdige Haltung bewahrt. Inmitten dieser allgemeinen Aufregung war er, wie der starke Mann des Horaz, der, Zeuge des Zusammensturzes der ganzen Welt, mit ruhigem und heiterm Auge die entstehenden Ruinen betrachtet *).

Die Kerzen waren tief schon hinabgebrannt und höher schon leuchtete die Champagner-Illumination in den Köpfen der Männer empor. Nur der Kronprinz und der junge Baron Bielfeld waren noch frei davon.

Auch der Bielfeld muß seinen Theil haben an der allgemeinen Illumination, sagte der Kronprinz lächelnd zu seiner Gemahlin, indem er ihn zu sich winkte, um mit ihm anzustoßen auf das Wohl seiner in Hamburg zurückgelassenen Braut.

Während Bielfeld seinen Platz verlassen hatte, und zu dem Kronprinzen herübergekommen war, gab die Kronprinzessin leise und eilig einem der Bedienten ihre Befehle.

Sie hatte gesehen, daß Bielfeld, um sein heißes Blut zu kühlen, ganze Gläser Wasser aus der vor ihm stehenden Wasserkaraffe getrunken hatte. Sie ließ also dieses Wasser ausgießen und statt dessen die Wasserflasche mit Silleri füllen, der so weiß und klar war, wie Wasser aus einer Felsenquelle. Der arme Bielfeld auf seinen Platz zurückkehrend und sein Blut noch mehr erhitzt fühlend von der Erinnerung an seine Braut, füllte den großen Wasserkrug bis zum Rande, und trank, ohne es zu bemerken, statt des kühlen Wassers den glutvollen Silleri **).

Die Kronprinzessin, welche noch immer dasselbe Ziel verfolgte und nur zu wissen strebte, wer von den Damen die bezaubernde Leontine sei, wollte jetzt einen letzten entscheidenden Schlag wagen.

*) Bielfeld, Vol. I, pag. 87.

**) Ebendasselbst pag. 85.

Mit einem anmuthigen Lächeln sich zu Bielsfeld hinüberneigend fragte sie: Der Kronprinz sprach von Ihrer Braut. Man darf Ihnen also gratuliren?

Bielsfeld, welcher nicht zu sagen wagte, daß er im Begriff stehe, diese Braut treulos zu verlassen, verneigte sich stumm.

Darf man den Namen Ihrer Braut wissen? fragte die Kronprinzessin.

Fräulein von Randau! murmelte Bielsfeld und trank, um seine Verlegenheit zu cachiren, ein zweites Glas Wasser-Silleri hinunter.

Fräulein von Randau! wiederholte die Kronprinzessin lächelnd. Wie kalt, wie ceremoniös das klingt, wie physiognomielos. Um eine Dame sich vorstellen und vergegenwärtigen zu können, muß man vor allen Dingen ihren Vornamen wissen, denn die Vornamen sind immer gewissermaßen ein Theil ihres Characters. Wie heißt Ihre Braut?

Regina, Königliche Hoheit.

Regina! Das ist ein schöner Name! Eine ganze Prophezeiung des Glückes! Denn sie wird immer die Königin Ihres Herzens bleiben! Ach, ich verstehe mich auf die Bedeutung der Namen, und daheim im Vaterhause nannte man mich deshalb immer die Sybille, denn meine Vorhersagungen trafen immer ein! Ich will Ihnen jetzt Allen aus Ihren Vornamen ein Prognosticon stellen und Ihnen Ihre Zukunft prophezeihen, meine Damen! Fangen wir an! Wie heißen Sie, liebe Oberhofmeisterin?

Und während die Kronprinzessin, anscheinend ganz harmlos, so sprach, lächelte sie und spielte nachlässig mit dem schönen venetianischen Glase, welches vor ihr stand. Der Kronprinz allein sah, was Niemand außer ihm beachtete, er sah, daß diese Hand, welche so arglos mit dem Glase zu spielen schien, heftig zitterte, daß, während sie lächelte, ihre Lippen bebten und ihr Athem keuchend und fieberhaft aus ihrer Brust hervorquoll.

Er begriff, was diese Prophezeiung aus den Vornamen zu bedeuten habe, er begriff, daß die Prinzessin den Inhalt des Gedichtes kannte.

Berschweigen Sie Ihren Namen! flüsterte er rasch der Frau

von Morien zu. Dann wandte er sich wieder seiner Gemahlin zu, welche eben der Frau von Ratsch aus ihrem Namen ein langes und glückliches Alter prophezeit hatte.

Wie heißen Sie, Fräulein von Schwerin? fragte die Kronprinzessin weiter.

Louise!

Ach, Louise! Nun, ich prophezeihe Ihnen, daß Sie glücklicher sein werden, als Ihre Namensschwester, die schöne La Vallière. Sie werden niemals Gewissensbisse über ein Liebesverhältniß haben und niemals in ein Kloster gehen!

Dafür werde ich aber auch wahrscheinlich niemals das Glück haben, von einem Könige geliebt zu werden! sagte das kleine Hoffräulein mit einem traurigen Seufzer.

Ein fröhliches Gelächter der Gesellschaft war die Antwort auf diesen naiven Stoßseufzer.

Die Kronprinzessin fuhr in ihren Prophezeihungen fort. Sie hatte für Alle ein pikantes und scherzhaftes Wort, eine schmeichelhafte Wendung.

Jetzt wandte sie sich an Frau von Morien, immer noch lächelnd, immer noch mit dem Glase spielend.

Nun, und Ihr Vorname, meine liebe Frau von Morien? fragte sie, das Glas mit ihren Fingern umspannend und tief in seinen Reldh hineinschauend.

Le Tourbillon heißt sie! rief der Kronprinz lachend.

Antoinette, Louise, Albertine heiße ich! sagte Frau von Morien zögernd.

Die Kronprinzessin athmete erleichtert auf und hob den strahlenden Blick von dem Glase zu der schönen Morien empor. Das sind zu viel Namen, um daraus prophezeihen zu können, sagte sie. Mit welchem Namen werden Sie genannt?

Frau von Morien zögerte, die übrigen Damen, besser in die kleinen Geheimnisse des Tourbillons eingeweiht, als die Kronprinzessin, erriethen, daß sich etwas Außergewöhnliches an diese Frage der Prin-

zessin und die Verlegenheit der Frau von Morien knüpfte, und horchten daher aufmerksam der Antwort der schönen Frau entgegen.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Plötzlich brach Fräulein von Schwerin in ein fröhliches Lachen aus. Nun, sagte sie, haben Sie Ihren Namen vergessen, Frau von Morien? Wissen Sie nicht mehr, daß Sie Leontine genannt werden?

Leontine! rief die Kronprinzessin heftig, und ihre Finger schlossen sich so krampfhaft um das Glas, daß es klirrend und mit einem schneidenden Wehelaute in ihrer Hand zerbrach.

Der Kronprinz sah die erstaunten, fragenden Blicke der Gesellschaft sich auf seine Gemahlin heften, er fühlte, daß er der allgemeinen Aufmerksamkeit eine andere Richtung geben, daß er die That der Prinzessin in einen Scherz verwandeln müsse.

Sie haben Recht, Elisabeth! sagte er daher lachend. Die Lichter sind herabgebrannt, die Illumination hat begonnen, das Fest ist zu Ende, und wie wir vorher den Göttern mit dem Gedicht ein Opfer gebracht, so müssen wir es jetzt mit den Gläsern thun, aus denen wir uns einige Stunden des Glückes, des Frohsinns und des Vergessens getrunken haben! Den Göttern opfere ich daher dieses Glas! Ihr Alle folgt meinem Beispiel!

Er hob sein Glas empor und warf es über seine Schulter auf den Boden, daß es klirrend zerbrach.

Alles folgte laut jubelnd und lachend dem Beispiel des Kronprinzen und seiner Gemahlin. Jauchzend hob Jeder sein Glas und warf es zur Erde. Das war ein Klirren und Klingen, ein Schreien und Lachen ohne Ende. In wenigen Minuten waren alle diese leuchtenden krystallhellen Gläser nichts mehr als funkelnde Scherben, die zerbrochen und zerstreut den Fußboden bedeckten.

Aber die von Wein und Lust trunkene Gesellschaft war noch nicht befriedigt mit diesem ersten, den Göttern dargebrachten Opfer. Sie durstete nach einer Fortsetzung desselben, das Zerstören war zu einer rasenden Lust, einem wilden Entzücken geworden.

Man hatte damit angefangen, die Gläser zu zerbrechen, man

ergriff jetzt die Vasen, die Schalen von Krystall und Porzellan und schleuderte Alles mit wildem Jauchzen zu Boden *).

Aber mitten in dieser allgemeinen Verwirrung öffnete sich plötzlich die Thür und Frederisdorf, einen Brief in der Hand haltend, erschien auf der Schwelle.

Sein ungerufenes Erscheinen in diesem Saal war etwas so Außergewöhnliches, Unerhörtes, daß es nur durch etwas Ueber-
raschendes, Außerordentliches konnte gerechtfertigt werden. — Das
fühlten Alle trotz ihrer wilden Aufgeregtheit, ihrer brausenden Fröh-
lichkeit. Es trat daher augenblickliche Stille ein und Jeder blickte er-
wartungsvoll und gespannt auf den Kronprinzen, der soeben den Brief
aus Frederisdorfs Händen empfangen und ihn erbrochen hatte.

Jetzt erblaßte der Kronprinz und das Papier zitterte in seinen
Händen. Hastig erhob er sich von seinem Sitz.

Meine Freunde, sagte er feierlich, das Fest ist zu Ende! Ich
muß sogleich nach Potsdam. Der König ist gefährlich erkrankt!
Leben Sie wohl!

Und seiner Gemahlin den Arm bietend, verließ er mit ihr den
Saal. Schweigend erhoben sich die eben noch so heiteren Gäste,
schweigend schlich Jeder in sein Gemach, und nur hier und da hörte
man verstohlenes Flüstern, begegnete man bedeutungsvollen, fragenden
Blicken.

Bald herrschte eine tiefe, schauerliche Stille im Schlosse zu
Rheinsberg. Jedermann schlief, oder er gab sich doch den Anschein,
zu schlafen.

*) Bielfeld, pag. 86.

XIV.

Le roi est mort. Vive le roi!

Es ging zu Ende mit dem Leben König Friedrich Wilhelms des Ersten! Vorbei war es mit der Macht und Größe, vorbei mit aller erträumten Herrlichkeit! Der Geist hatte lange gekämpft gegen den Körper, jetzt, nach qualvollen Monden heimlicher Schmerzen, verschwiegener Pein mußte er sich für überwunden erklären, für besiegt von dem Tode. Die steife Uniform paßt nicht mehr für die verfallende Gestalt, die Etiquette und das Ceremoniel sind von dem großen und allgebietenden Herrscher, dem Tode, zurückgedrängt worden. Das ist kein König mehr, sondern ein sterbender Mensch, nichts weiter! Ein Vater, welcher Abschied nimmt von seinen Kindern, ein Gatte, welcher zum letzten Male sein Weib umarmt, auf ihre thränenfeuchten Wangen die letzten Küsse preßt und heimlich in ihr Ohr die Bitte um Vergebung für manche erduldete Härte, manche erlittene Grausamkeit flüstert.

Friedrich Wilhelm hat seinen Frieden gemacht mit Gott und der Welt. Sein stolzer Sinn ist gebrochen, sein hartes Herz ist erweicht! Er hatte sich lange genug in dem Hochmuth seines Herzens gestraubt gegen die Erkenntniß seiner eigenen Sünden! Aber ein tapferer und beherzter Priester, der Probst Koloff, war an sein Lager getreten, und das schlummernde Gewissen des Monarchen hatte er erweckt mit seinen Vorwürfen und Beschuldigungen. Vergebens hatte der König auf alle diese Anschuldigungen des Priesters anfangs immer mit stolzem Selbstbewußtsein geantwortet: „Ich habe doch niemals das sechste Gebot verletzt! Ich bin meiner Frau niemals untreu gewesen!“ *) Koloff sprach immer wieder von seinen Sünden und Vergehen, von seinen Erpressungen und Bedrückungen, von dem Menschenhandel, den er für seine geliebte Garde getrieben, und end-

*) Thiébault, Vol. II., p. 44.

lich mußte Friedrich Wilhelm sich für überwunden erklären, endlich mußte er die Krone von seinem Haupte nehmen und als Mensch sich beugen in reuevoller Zerknirschung, um Gott anzuflehen um Erbarmen und um Gnade!

Er hatte seinen Frieden mit Gott gemacht. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als die letzten irdischen Angelegenheiten zu ordnen und seinen Frieden zu machen auch mit der Welt, Abschied zu nehmen von seiner Gattin, seinen Kindern, seinen Freunden und Dienern.

Er hatte sie Alle in seinem Sterbezimmer versammelt, um ihnen Lebewohl zu sagen. Neben seinem Kollstuhl, auf dem der König saß, eingehüllt in einen weiten seidenen Mantel, standen seine Gemahlin und der Kronprinz. Seine Hände ruhten in den ihren, und wenn er die schweren, müden Augen zu ihnen erhob, begegnete er immer ihren von Thränen umdüsterten Blicken, welche mit unendlicher Liebe, unendlicher Theilnahme auf ihm ruhten. Der Tod, welcher sie bald für immer trennen sollte, hatte den Vater und den Sohn zuvor in Liebe vereint. Friedrich Wilhelm hatte den Kronprinzen laut weinend in seine Arme geschlossen, und mit von Thränen erstickter Stimme gerufen: „Hat mir Gott nicht eine große Gnade erzeigt, daß er mir einen so edlen Sohn gegeben? — Der Kronprinz hatte das von Thränen überfluthete Antlitz an die Brust des sterbenden Vaters geschmiegt und aus tiefster und aufrichtigster Seele hatte er zu Gott gebetet um die Erhaltung und Genesung des Vaters, des jetzt regierenden Königs.

Aber es ging zu Ende. Der König wußte und fühlte das! Er hatte sich seinen Sarg von Eichenholz, in den er vor einigen Monaten sich zur Probe gelegt, jetzt in sein Zimmer bringen lassen, und auf dies traurige und wehmuthsvolle Ruhelager blickend, sagte er mit einem zufriedenen Lächeln: „In diesem Lager werde ich ruhig schlafen!“ — Dann winkte er seinem Cabinets-Sekretair Eichel, und befahl ihm die Verordnung für sein Leichenbegängniß, welche der König selber ihm dictirt, jetzt vorzulesen.

Es war eine schauerliche herzerreißende Lectüre. Ein grausiges Bild, diesen König zu sehen neben seinem Sarge, umgeben von seinen

Kindern und Dienern, sein mattes Haupt gelehnt an die Schulter seiner Gemahlin, und aufmerksam der Lectüre zuhörend, welche von ihm, dem noch lebenden, denkenden, empfindenden Wesen, als von einer erkalteten, todtten, gefühllosen Masse sprach, einem wesenlosen verächtlichen Etwas, das man wäscht und ankleidet und in einen Kasten einsperrt, um es der ekelhaften Verwesung, dem wüsten Fraß raubgieriger Würmer zu übergeben! — Nicht wie von einem Trauerfest, sondern nur wie von einer vor seinem Sarge gehaltenen Parade, hatte der sterbende König in dieser letzten Verordnung gesprochen, und eine zugleich schauerliche und tragikomische Wirkung machte es, daß der König ausdrücklich verfügte, es solle nach seiner Beisetzung im großen Saale für Alle, welche der Ceremonie beigewohnt, glänzende Tafel sein, und dabei sollte nicht allein das beste Faß Rheinwein aus des Königs Keller, sondern überhaupt vieler, aber nur guter Wein getrunken werden *).

Und nachdem Friedrich Wilhelm so für seine Leiche gesorgt, wollte er zuletzt noch von seinen Freunden Jedem ein Andenken hinterlassen, seinen Lieblingen, dem Fürsten von Dessau und dem Grafen Haake das Beste, was er ihnen geben konnte, ein Pferd.

Er befahl, seine Pferde aus den Ställen in den Hof führen zu lassen, und bat die beiden Herren hinunter zu gehen, und sich jeder eins dieser Pferde auszusuchen. Dann ließ er sich in einem Kollstuhl an eines der Fenster rollen und es öffnen. Von hier aus konnte er den ganzen Hof überschauen, und jedem dieser Thiere, die ihn so oft zu Festen und Paraden getragen, einen letzten Abschiedsblick geben! Ach welche köstliche, glanzvolle Tage waren das gewesen, wenn der König, leicht sich empor-schwingend auf eins dieser stolzen, scharrenden Thiere, hinausgeritten war in die frische freie Gottesluft, überall demüthig begrüßt von seinen Unterthanen, überall empfangen von Trommelwirbel und Trompetenschall, und in jedem Moment seiner Größe und Herrlichkeit sich bewußt werdend durch die Kleinheit, die Demuth alles dessen, was ihn umgab.

*) Pöllnitz, Vol. II, pag. 370.

Und das war jetzt Alles abgethan und zu Ende! Nie mehr wird sein Fuß sich in die Steigbügel schwingen, nie wird er mehr durch die Straßen seiner Stadt Berlin reiten, um sich zu erfreuen an den stattlichen Häusern und Pallästen, die sein gefürchteter Wille in's Leben gerufen, nie mehr wird die demuthsvollen Grüße seiner Unterthanen empfangen, und wenn die Trommeln wirbeln und die Kanonen donnern, so werden sie damit nicht mehr ihn, den König, sondern nur noch seine Leiche begrüßen!

Oh, und das Leben ist doch so schön, die Luft ist so balsamisch und frisch, der Himmel ist von einem so klaren, durchsichtigen Blau! Und das Alles soll er verlassen, vor dem Allen soll er seine Augen schließen, um hinabzusteigen in den öden dunklen Sarg!

Der König schüttelte verstohlen eine Thräne aus seinem Auge fort, und zwang seinen Blick, sich von dem Himmel und der schönen Gottesluft auf die Pferde zu lenken, welche von den Reitknechten geführt, stolz und majestätisch im Hof auf- und abgingen. Wie er das that, belebten sich seine Züge und nahmen wieder einen frischeren, lebendigeren Ausdruck an. Er vergaß für einen Moment, daß der Tod hinter ihm stand, und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit hinunter in den Hof, um zu sehen, welche Pferde die beiden Herren wählen würden.

Als er das Pferd sah, welches der Fürst von Anhalt-Dessau sich gewählt, lächelte er mit der überlegenen mitleidigen Miene eines Kenners.

Das ist ein sehr schlechtes Pferd, mein lieber Fürst, rief er hinunter in den Hof, und die Indignation des erfahrenen Pferdekenners gab seiner Stimme ihre gewohnte Kraft und Energie. Nehmen Sie jenes dort; ich stehe Ihnen dafür, daß es ein gutes Pferd ist! — Als der Fürst das vom Könige bezeichnete und Graf Haake sich ein anderes Pferd gewählt, befahl der König, daß man den beiden Thieren ihr schönstes und prachtvollstes Sattelzeug anlege, und während dies geschah, blickte er mit theilnahmsvoller Neugierde immer hinunter in den Hof. — Hinter ihm stand der Minister von Podewils und die Geheimen Staats-Sekretaire, denen der König befohlen, zu

erscheinen, um die Abdanfungsurkunde aufzusetzen, durch welche er seine königliche Macht auf den Kronprinzen schon jetzt übertragen wollte, hinter ihm stand der Kronprinz und die Königin, die Generale, Adjutanten und Priester. — Der König achtete nicht auf sie, der König hatte ganz vergessen, daß er ein Sterbender sei, er dachte nur an seine Pferde, und eine finstere Borneswolke zeigte sich auf seiner Stirn, als er sah, daß der Reitknecht dem Pferde des Fürsten von Anhalt über die gelbseidene Schabracke einen mit blauem Sammet überzogenen Sattel geschnallt.

Ah, wenn ich nur gesund wäre! rief er laut und drohend hinter, wie wollte ich diese dummen Stallknechte durchprügeln! Haake, thut mir den einzigen Gefallen, und prügelt diese Elenden an meiner Statt! *)

Und die Pferde spitzten die Ohren und wieherten laut, und die Stallknechte erzitterten vor der Stimme ihres Herrn, welche ihnen noch einmal so drohend und zürnend wie sonst und doch so dumpf und grabesähnlich ertönt war.

Aber jetzt war diese Aufregung des Bornes vorüber, der König sank in seinen Stuhl zurück, hochathmend, zerbrochen! Er fand nicht mehr die Kraft, die Abdanfungsurkunde zu unterzeichnen und nur mit stummen Winken konnte er befehlen, daß man ihn von seinem Rollstuhl auf sein Lager trage.

Da lag er starr, unbeweglich, mit halbgeöffneten Augen, mit bläulichen Lippen, ächzend und stöhnend. Eine furchtbare Stille herrschte in diesem Gemach des Todes. Jeder hielt seinen Athem an und lauschte, Jeder wollte den letzten Todessenfzer des Königs vernehmen, Jeder wollte Zeuge sein dieses erhabenen, geheimnißvollen und unerforschlichen Moments, wo die Seele sich ablöst von ihrer irdischen Hülle und als ein freies, unsichtbares aber unzerstörbares Atom der Gottheit wieder emporsteigt zu den Quellen seines Lebens und seines Lichtes! — Bleich und zitternd neigte der Kronprinz sich über das schweißbetheute Antlitz seines Vaters, leise betend kniete die

*) Pöllnitz, pag. 374.

Königin an der andern Seite des Lagers, und mit ernstern wehmuthsvollen Gesichtern schauten die Generale und Cavaliere, die Aerzte und Priester auf diese bleiche, gespensterhafte Wesen da hin, welches eben noch ein König war, und jetzt schon — ein Nichts ist!

Aber nein, Friedrich Wilhelm war noch nicht gestorben, der Athem, welcher gestockt, kehrte noch einmal in seine Brust zurück. Der König schlug die Augen noch einmal empor und sie waren wieder groß, geistvoll, gebieterisch. Er befahl, ihm einen Spiegel zu geben und betrachtete sich lange mit aufmerksamen, forschenden Blicken.

Ich sehe nicht so hinsällig aus, als ich glaubte! sagte er mit dem letzten Aufflackern menschlicher Eitelkeit. Fühlen Sie meinen Puls, Doctor, und sagen Sie mir, wie lange ich noch zu leben habe.

Erw. Majestät will es wissen?

Ich befehle es!

Nun denn, Majestät, sagte Ellert feierlich, Sie sind im Begriffe zu sterben!

Kein Zug in dem Gesichte des Königs veränderte sich. Wovon weiß Er das? fragte er ruhig.

An Ihrem Puls, Sire, welcher schon zu stocken beginnt.

Der König hob den Arm in die Höhe und bewegte die Hand hin und her. Nicht doch, sagte er, wenn mein Puls schon stockte, würde ich nicht die Hand bewegen können, wenn —

Plötzlich verstummte er und ein gellender Schrei rang sich aus seiner Brust hervor. Der erhobene Arm sank schwer und geräuschvoll nieder, als ob der Tod seinen Schlagbaum niederlasse auf dem Lebenspfade des Königs.

Jesus, Jesus! ächzte der König. Ich lebe und sterbe in Dir! Du bist meine Zuversicht, Du —

Auch das letzte, angstvolle Gebet erstarb auf seinen erstarrenden Rippen. Der Geist war entflohen, was da noch stöhnte und ächzte, das war nicht mehr ein Mensch, nicht mehr ein denkendes, empfindendes Wesen, das war nur noch ein gefühlloser, thierischer Körper, der

seine electrischen Funken, das letzte Lebensgas ausströmte, das sich hier und da noch in seinen leuchtenden Zungen versangen hatte.

Der Kronprinz führte die weinende Königin hinaus, der Schwarm der Hofleute blieb zurück, aber ihre Gesichter waren nicht mehr traurig und kummervoll, sondern gespannt, lauernd, gedankenvoll. — Die Tragödie hier war zu Ende gespielt; man war jetzt nur begierig auf das Drama, zu welchem der Vorhang dort drüben sich erheben sollte! Dort drüben in den Gemächern des Kronprinzen, — jetzt des Königs! Denn Friedrich Wilhelm der Erste hatte eben seinen letzten Seufzer ausgehaucht und war starr geworden und kalt. Es war nur noch eine Leiche da, mit der man nichts mehr zu schaffen hatte, die nur noch eine Arbeit für die Aerzte und Leichenbeschauer war!

In ungeduldiger Hast drängten sich Alle fort aus den weitgeöffneten Flügelthüren des Sterbezimmers, in ungeduldiger Hast drängte sich Alles hinein in die weitgeöffneten Flügelthüren des Vorsaals, welche zu den Gemächern des jungen Königs führen.

Wen wird er zuerst rufen? Wer wird der Glückliche sein, den der erste Strahl der neu aufgehenden Sonne trifft? Sie sehen Alle eine sonnige, goldene Zukunft vor sich, denn eine neue Zeit wird beginnen, eine Zeit des Glanzes, der Ueppigkeit, des Ueberflusses und der Freude! Der König ist so jung, so lebensvoll, er liebt den Glanz, den Prunk, die heitern Feste! Er ist kein Soldatenkönig, kein Mann des Stockes und des Zopfes! Er ist ein Cavalier, ein Dichter, ein Gelehrter. Die Wissenschaften und Künste werden blühen, die Galanterie und Mode wird herrschen und ihre Gesetze schreiben. Der Corporalstock ist zerbrochen, die Flöte beginnt ihre süße, melodische Herrschaft!

Das dachten sie, diese lauernden, athemlosen Höflinge, welche da im Vorzimmer des jungen Königs standen, das dachte der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz, der zunächst an der Thür stand, welche zu den innern Gemächern führte. Ja, auch für ihn mußte eine neue Zeit beginnen, eine glanzvolle bedeutungsreiche, mächtige Zeit! Der Kronprinz hatte sich ihm immer gnädig und liebevoll gezeigt, und der junge König mußte sich jetzt erinnern, daß Pöllnitz

allein es zuweilen gewesen, welcher Friedrich Wilhelm durch sein Zureden und Bitten dahin gebracht, die Schulden des Kronprinzen zu bezahlen, daß Pöllnitz den König vermocht, seinem Sohne das Trauhener Gestüt zu schenken.

Daran mußte der König sich jetzt erinnern, und die geleisteten Dienste mußten Pöllnitz jetzt zu Ehren und Würden emportragen! Er mußte der Günstling werden, der beneidete, gefürchtete, machtvolle Günstling, vor dem sich Alles beugte, der mächtig war, wie der König selber! Denn der König war ja so jung, so unerfahren, so leicht zu täuschen, er hatte ein so warmes Herz, eine so rege Phantasie, einen so glühenden Hang zu Vergnügungen, zu Prunk und Glanz. Man mußte diesen Eigenschaften schmeicheln, sie mußten das Gängelband sein, an welchem man den König lenkte! Man mußte ihn trunken machen mit glänzenden Festen, ihn berauschen mit pikanten Genüssen, man mußte aus ihm einen Sardanapal machen, für den das ganze Leben nur ein blumengeschmücktes, berauschendes Fest war, nichts weiter! Und während dann der junge, von Freuden und Genüssen trunkene König auf duftendem Lager ausruhte, um sich zu stärken zu neuen Genüssen, da war Pöllnitz der Herrscher, der König. Oh, er mußte das erreichen! Dies war keine Chimäre, kein willkürlicher Traum, es war ein wohlüberlegter Plan, bei dem Pöllnitz einen kräftigen Bundesgenossen hatte, für den der Kammerdiener des jungen Königs, Frederisdorf, gewonnen war, Frederisdorf, welcher seinem Freunde Pöllnitz versprochen hatte, daß er der Erste sein sollte, welchen der junge König zu sich rufen würde.

Deshalb stand der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz so nahe an der Thür, welche zu den innern Gemächern des Königs führte, deshalb sah er mit so stolzen Blicken hinüber nach all diesen Höflingen, welche in athemloser Spannung das Oeffnen jener Thüre dort erwarteten.

Da! Da öffnet sich die Thür, und das Antlitz des Kammerdieners Frederisdorf wird sichtbar.

Der Herr Baron von Pöllnitz!

Hier bin ich! sagte Pöllnitz, einen triumphirenden Blick auf die

Hofleute werfend und dann Frederisdorf in die königlichen Zimmer folgend.

Nun, habe ich Wort gehalten? flüsterte Frederisdorf, während sie die ersten Zimmer durchschritten.

Sie haben Wort gehalten, und auch ich werde Wort halten! Gemeinschaftlich werden wir herrschen!

Treten Sie ein, dort ist der König! sagte Frederisdorf, Pöllnitz verlassend.

Der junge König stand am Fenster, die heiße Stirn an die Scheiben gelehnt und zuweilen schwer aufathmend und seufzend wie in innerer Bedrängniß. Als er sich jetzt zu Pöllnitz umwandte, sah dieser, daß seine Augen geröthet waren von Thränen und ein Schauer lief über das kalte Herz des Hofmannes hin.

Ein junger, eben zur Macht gelangender König, welcher nicht berauscht war von diesem glänzenden Glück, sondern weinte um den Tod seines Vaters! Wie wenig entsprach das den Vermuthungen und Wünschen des Ober-Ceremonienmeisters.

Heil und Segen für Ew. Majestät! rief Pöllnitz mit anscheinender Begeisterung, indem er sich niederbeugte, das Gewand des Königs zu küssen.

Aber dieser trat einen Schritt zurück und wehrte ihm. Lassen wir diese Ceremonien für den Huldigungstag, sagte er mit einem matten Lächeln. Jetzt bedarf ich Ihrer zu andern Dingen! Sie sind ein Meister und Weiser in den Sachen der Etiquette und des Ceremoniels, Sie werden daher ferner die Leitung dieser Dinge an meinem Hofe übernehmen und Sie werden damit beginnen, das Leichenbegängniß des Königs zu arrangiren.

Nach der von dem hochseligen König festgesetzten einfachen Norm? fragte Pöllnitz lauernd.

Nein! Ich muß leider mein Regiment mit einem Ungehorsam gegen die letzten Anordnungen meines Vaters beginnen! Ich darf dieses einfache, prunklose Leichenbegängniß, welches er fordert, nicht statt haben lassen! Die Welt würde es falsch deuten und mir eine Unehreverbietigkeit gegen die königliche Leiche vorwerfen! Sie muß mit

allen, einem Könige schuldigen Ehren bestattet werden! Das ist mein Wille! Richten Sie sich danach! Die näheren Anordnungen überlasse ich Ihnen und Ihrer Weisheit! Gehen Sie also an's Werk! Kaufen Sie Alles, was an Trauergegenständen nöthig ist, und reichen Sie mir die Rechnungen ein. Ich werde sie bezahlen lassen.

Der Ober=Ceremonienmeister war entlassen, und durchwandelte nachsinnend und in Gedanken an kommende Herrlichkeit und Macht schwelgend die Königlichen Gemächer. Da hörte er sich beim Namen gerufen, und sich eilig umwendend, gewahrte er den König auf der Schwelle des Zimmers.

Noch Eins, Pöllnitz! sagte der König, und seine klaren, flammenden Augen ruhten mit einem durchbohrenden Ausdruck auf dem lächelnden, demuthsvollen Antlitz des Hofherrn. Noch Eins, Pöllnitz! Vor Allem keine Betrügereien, keine schlimmen Streiche, keine Uebertheuerungen und mit doppelter Kreide geschriebenen Rechnungen! Ich werde dergleichen niemals verzeihen! Merken Sie sich das, Baron! *)

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte der König sich um und kehrte in seine Gemächer zurück.

Baron Pöllnitz aber starrte ihm nach mit weitaufgerissenen, entsetzten Blicken. Es war ihm, als habe er ein Gespenst gesehen, als sei der Blitz vor ihm niedergeschlagen und habe seine ganze Zukunft, sein ganzes glänzendes Glück zerschmettert.

Das war nicht der junge, verschwenderische, üppige, vertrauensvolle Herrscher, welchen Pöllnitz erwartet hatte. Das war ein nüchterner, ernster, sparsamer König, der sogar ihn, den alten gewiegten, klugen Hofmann durchschauete, und ihm mißtrauete.

*) Thiébauld, Vol. II, pag. 49.

XV.

Wir sind König!

Zwei Tage, zwei Nächte waren vergangen und noch immer keine Kunde von dem Kronprinzen. Noch immer lebt der König Friedrich Wilhelm der Erste, und der kleine Hof in Rheinsberg verzehrt sich in Ungeduld und Erwartung. Man hat alle Mittel der Zerstreuung erschöpft, man hat Wasserfahrten und Promenaden gemacht, musiciert, sich vorgelesen, medirt und empfindsam geschwärmt. Es ist Alles vergeblich gewesen. Die Zeit hat ihre Schwingen abgestreift und sich dafür Schuhe von Blei angelegt. Die Zeit fliegt nicht mehr. Sie schleicht langsam wie ein altes Weib vorwärts. Wie ewig lang doch eine Stunde ist, wenn man ihre Sekunden zählt, wie fürchterlich ein Tag sich dehnt, wenn man mit wachenden, und doch müden Augen sein Ende ersehnt!

Wo ist Kaiserling's Wit und Chazot's muntere Laune geblieben? Weshalb ist Bielfeld's fröhliches Lachen und Quangen's Flötenblasen verstummt? — Alles ist stumm, Alles schweigt und wartet, und träumt von der Seligkeit der Zukunft, von den Tagen des Glanzes, der Macht und Herrlichkeit, welche für alle seine Lieblinge und Freunde hereinbrechen werden, wenn der Kronprinz erst König geworden. Mein Gott, ist dies nicht ein Glück, welches man wohl mit herzklopfender Angst ersehnen kann, der Freund, der Vertraute, der Genosse eines Königs zu sein? Mit einem König zu wählen in seinen Schätzen und seinen Reichthümern, mit ihm zu theilen die Anbetung und das Zujuchzen eines ganzen Volkes?

Bis jetzt sind sie nur geduldete, angstvolle, heimlich herbeigerufene Freunde des Kronprinzen gewesen, welche immer zu zittern hatten vor dem Zorn des Königs, welche jeden Tag erwarten konnten, von einem Nachtspruch des Königs verwiesen, aus dieser bezaubernden prinzlichen Idylle verbannt zu werden. Aber wenn der Kronprinz König ist, dann sind sie seine mächtigen einflussreichen Lieblinge, und

Jedermann wird buhlen um ihre Gunst. Dann sind sie seine Mitregenten und schreiben mit ihm seinen Völkern Gesetze vor, und herrschen und glänzen und gebieten mit ihm!

Ist's also ein Wunder, daß sie ihrer Thronbesteigung mit klopfendem, ungeduldigem Herzen entgegen sehen, ein Wunder, daß sie diese träge dahinschleichenden Stunden verwünschen, und schlafen möchten, immer nur schlafen bis zu jenem großen, beseligenden Moment, wo der Courier sie weckt, der Courier, welcher die Jubelbotschaft verkündet, daß der Kronprinz den Thron seiner Väter einnimmt und König geworden in Preußen?

Nur die Kronprinzessin allein schien ruhig und unbefangen inmitten dieser allgemeinen Aufregung, dieser qualvollen Erwartung. Sie schien ruhig und doch wußte sie, daß die nächsten Tage über ihr ganzes Leben entscheiden würden, daß mit dem Lebensfaden des sterbenden Königs auch ihr Glück zerreißen, auch ihr Herz eingesengt werden könne!

Aber Elisabeth Christine hatte ein starkes Herz und eine große Seele. Sie hatte eine ganze Nacht auf den Knien gelegen und gebetet und geweint, und ihr Herz zerrissen gefühlt von Jammer und maßlosem Weh. Jetzt war sie ruhig, heiter, gefaßt auf Alles, selbst auf eine Trennung von ihm. Wenn Friedrich nur den leisesten Wunsch äußerte, war sie entschlossen, zu gehen. Wohin? Gleichviel! In die Fremde, in die Ferne! Welchen Weg sie auch wandeln mochte, immer war sie gewiß, ihr Ziel bald zu erreichen, dieses Ziel war das Grab.

Konnte und durfte sie nicht mit ihm leben, so würde sie sterben. Das wußte sie, und weil sie das wußte, war sie ruhig, gewann sie es über sich, sogar heiter zu sein.

Ich lade die Damen und Herren heute in meine Gemächer, sagte sie am Nachmittag des zweiten Tages dieser peinlichen Erwartung. Wir wollen uns einmal einbilden, daß wir das Glück hätten, den Kronprinzen in unserer Mitte zu sehen und die Stunden in seiner Weise und seinem Sinne hinbringen. Zuerst machen wir eine Spazierfahrt auf dem See, dann nehmen wir bei mir den Thee und dabei ließt uns Herr von Bielfeld einige Capitel aus der Henriade,

alsdann spielen wir Karten und spät am Abend wird musicirt. Sind Sie einverstanden, meine Damen und Herren?

Alle murmelten einige Worte des Dankes, der Freude, doch waren ihre Mienen ernst, befangen und eine Wolke lagerte sich auf jeder Stirn.

Die Kronprinzessin bemerkte es. Es scheint, ich habe Ihre Wünsche nicht getroffen, sagte sie, und Sie sind nicht zufrieden mit meinen Vorschlägen. Selbst das kleine Fräulein von Schwerin macht ein verdrießliches Gesicht, und selbst meine gute Oberhofmeisterin hat ihr freundliches Lächeln verloren. Nun, was ist's? Ich will es wissen! Herr von Bielsfeld, ich ernenne Sie zum Redner dieser kleinen unzufriedenen Gemeinde. Sprechen Sie!

Herr von Bielsfeld lächelte und seufzte. Ew. Königliche Hoheit hatten wohl Recht vor einigen Tagen von Ihrer Gabe der Prophezeiung zu sprechen, denn Sie sind in der That eine Prophetin und Zeichendeuterin, und Ew. Königliche Hoheit haben ganz richtig in unsern Mienen gelesen! Gewiß ist es für uns Alle ein außerordentliches Glück, eine schmeichelhafte Ehre, wenn wir den Vorzug genießen sollen, den heutigen Abend in den Gemächern der Frau Kronprinzessin zuzubringen und mit Ihrer hohen und segenbringenden Gegenwart begnadigt zu werden. Aber wenn Ew. Königliche Hoheit uns wirklich gestatten wollen, Sie um eine Gnade zu bitten, so wäre es diese: daß unsere erhabene Herrin geruhen möchte, uns vielleicht im Gartensalon, oder im Musikzimmer zu empfangen, und nicht in Ihren Privatgemächern. Denn diese Privatzimmer, Ihre Königliche Hoheit, so schön und herrlich sie immer sind, haben doch einen großen, einen entsetzlichen Fehler!

Nun? fragte die Kronprinzessin, als Bielsfeld jetzt schwieg. Sie machen mich in der That neugierig. Ich glaubte bisher, meine Zimmer seien sehr schön und sehr anmuthig, auch hat der Kronprinz selber das Arrangement derselben angeordnet, und Pesne und Buisson haben sie mit ihren schönsten Malereien geschmückt. Sagen Sie also schnell, welches ist der große Fehler meiner Zimmer?

Es ist dieser königliche Hoheit, daß sie auf dem rechten Flügel des Schlosses liegen.

Die Kronprinzessin sah ihn erstaunt und fragend an, dann flog ein Lächeln über ihr Antlitz hin. Ach, sagte sie, jetzt begreife ich! Meine Zimmer liegen auf dem rechten Flügel des Schlosses, das heißt, Sie können alsdann diese große Brücke nicht beobachten, welche hinüber führt auf die Straße und welche alle Diejenigen passiren müssen, die von Berlin oder Potsdam kommen. Sie haben Recht, dies ist ein großer Fehler meiner Zimmer. Aber der Musiksaal liegt auf dem linken Flügel und Sie können von dort aus die Brücke und die ganze Straße beobachten. Gehen wir also in den Musiksaal zur Vorlesung, und erst, wenn es dunkel geworden, und Sie die Brücke nicht mehr sehen können, werden wir zum Kartenspiel hinüber gehen in meine Zimmer.

Man folgte der Kronprinzessin in den Musiksaal, an dessen Wänden ringsherum kleine, mit blaßrothem Atlas bezogene Divans standen. Sei's Zufall oder Neckerei, die Kronprinzessin wählte den von den Fenstern entferntesten dieser Divans, und nöthigte dadurch die Gesellschaft, dort sich um sie zu schaaren. Aber indem man ihr folgte, warf Jeder einen sehnsuchtsvollen, neugierigen Blick nach dem Fenster hin und nach der Brücke, über welche der Bote des Glückes in jedem Moment seinen Einzug halten konnte.

Herr von Bielsfeld nahm indessen das Buch zur Hand und begann die von der Kronprinzessin geforderte Lectüre. Aber welch eine Folter war dies, zu lesen, während draußen in jedem Moment der erwartete Courier die Brücke passiren konnte, zuzuhören diesen pathetisch und gemessen einherschreitenden Alexandrinern der Henriade, während in Potsdam vielleicht eben ein neuer Alexander die Krone auf sein jugendliches, schönes Haupt setzte!

Auch hörte man in der That wenig von diesen Versen, und achtete wenig auf ihre harmonischen Klänge. Jeder blickte verstohlen hinüber nach den Fenstern, und lauschte athemlos auf jeden Ton, der von der Straße herüber tönet.

Plötzlich hielt Bielfeld inne in seiner Lectüre und starrte nach dem Fenster.

Nun, weshalb lesen Sie nicht mehr? fragte die Kronprinzessin. Verzeihung, aber mir schien, als ob ich drüben an der Brücke eben einen Pferdekopf gesehen.

Sofort, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sich Alle von ihren Sitzen und stürzten nach den Fenstern, selbst die Kronprinzessin hatte sich von der allgemeinen Bewegung hinreißen lassen und war an eins der Fenster geeilt.

Wichtig! Da drüben zwischen den Bäumen regt sich etwas! Jetzt kommt es auf die Brücke! Jetzt —

Ein allgemeines Gelächter ertönte. Ein Ochse! Der Courier des Barons von Bielfeld hat sich in einen Ochsen verwandelt!

Beschämt schlich die Gesellschaft wieder zu ihren Sitzen zurück und die Vorlesung begann auf's Neue. Aber dies dauerte nicht lange. Bald ließ Bielfeld das Buch wieder sinken. Verzeihung, Königliche Hoheit, aber diesmal ist es ganz bestimmt ein Pferd, welches da auf die Brücke zutrabt!

Und wieder eilte Alles den Fenstern zu und blickte in gespannter Erwartung hinüber.

Allerdings! Es war ein Pferd, aber der Reiter, welcher darauf saß, war kein königlicher Bedienter, sondern ein einfacher Bauersmann.

Ich sehe, sagte die Kronprinzessin lächelnd, wir müssen die Lectüre aufgeben. Lassen Sie uns eine Promenade in den Garten machen, aber wohlverstanden, auf dem linken Flügel des Gartens und möglichst nahe am Gitter.

Die Sonne will immer noch nicht untergehen! flüsterte Baron Bielfeld dem Grafen Wartensleben zu, als sie im Garten auf- und abwandelten. Ich fürchte, ein neuer Josua hält sie in ihrem Laufe zurück. *)

Aber endlich mußte sie doch hinabsinken, diese träge, langsam

*) Bielfeld, Vol. I. pag. 106.

schleichende Sonne, endlich war es doch Abend geworden, und immer noch hatte kein Courier die Brücke passirt.

Man mußte sich also entschließen, der Einladung der Kronprinzessin zu gehorchen und zum Kartenspiel in ihre Gemächer gehen. Und dieses Kartenspiel hatte heute, wie immer, für die Bewohner von Rheinsberg eine magische Gewalt, denn es galt, etwas von dem zu gewinnen, woran nicht bloß der Kronprinz, sondern auch seine Cavaliere immer Mangel litten, es galt etwas Geld zu gewinnen. Graf Wartensleben war seit einigen Tagen da, und er hatte eine wohlgefüllte Börse mitgebracht, welche Baron Bielfeld, Kaiserling und Chazot sehr zu erleichtern wünschten.

Die Kronprinzessin spielte in ihrem Cabinet mit ihren Damen eine Partie Trisset, während die übrige Gesellschaft im Vorfaal, an verschiedenen Tischen, sich mit dem damals so geliebten Kartenspiel Quadrille vergnügte.

Plötzlich öffnete sich die Thür und der Kammerdiener der Prinzessin trat herein. Wie er an dem Tisch vorüberging, an welchem Graf Wartensleben und Baron Bielfeld mit einigen Damen spielten, zeigte er ihnen verstohlen einen großen, schwarzgesiegelten Brief, den er im Begriff war, zu der Prinzessin zu tragen. Der König ist also todt, zischelte und murmelte man unter einander, und Bielfeld und Wartensleben und ihre Damen warfen eilig ihre Karten auf den Tisch; die Matadore verwirrten sich unter einander, aber man sah das mit Verachtung an. Was kümmerten sie die Matadore und einige verlorene Groschen jetzt, wo ihr Kronprinz König geworden war?

Graf Wartensleben stand auf und nahm seinen Hut und sagte mit feierlicher Miene: ich will der Erste sein, die Prinzessin als Königin zu grüßen, und ich werde alle Schwingen meiner Beredsamkeit anschwellen lassen, um das Wort Majestät recht voll und majestätisch aussprechen zu können. *)

Ich folge Ihnen! flüsterte Bielfeld feierlich, und Beide näherten

*) Bielfeld, Vol. I. pag. 106.

sich der geöffneten Thür, durch welche man die Kronprinzessin gewahren konnte, welche noch mit dem Lesen ihres Briefes beschäftigt war.

Sie sah ungewöhnlich heiter und zufrieden aus, und ein glückliches Lächeln schwebte um ihre Lippen. Wie sie zufällig den Blick empor schlug, gewahrte sie die beiden Cavaliere, welche feierlich und langsam sich ihr nahten.

Ach, Sie wissen also schon, daß jetzt wirklich ein Courier die verhängnißvolle Brücke passirt hat? Und jetzt möchten Sie gern erfahren, wie es meinem Gemahl, dem Kronprinzen ergeht?

Dem Kronprinzen? wiederholte Graf Wartensleben erstaunt. Er ist also immer noch Kronprinz?

Sie glaubten, er sei schon König, rief die Prinzessin, und Sie kamen, mich als Königin zu begrüßen?

Ja, Königliche Hoheit, sagte Bielfeld lachend, das Wort Majestät saß schon auf unsern Lippen, wie ein Pfeil, der eben von der Sehne fliegen will.

Die ganze Gesellschaft brach in ein fröhliches Gelächter aus, in das die Kronprinzessin selber mit einstimmt, und man scherzte und lachte, und war heiter und guter Dinge, und dankte doch Gott, als endlich die Stunde zum Schlafengehen gekommen war, und man sich in seine Gemächer zurückziehen konnte.

Als die Kronprinzessin sich endlich ganz allein in ihrem Schlafzimmer befand, zog sie den vorher empfangenen Brief aus ihrem Busen, um ihn noch einmal zu lesen.

Mit liebevollen zärtlichen Blicken schaute sie auf diese Zeilen, welche seine Hand ihr geschrieben, und als ihre Augen jetzt auf seine Namensunterschrift fielen, hob sie das Papier zu ihren Lippen empor und küßte es.

Frederic! flüsterte sie. Mein Frederic! Oh mein Gott, ich liebe Dich so sehr, daß ich dieses Papier beneide, welches von Deiner Hand berührt worden, und auf dem Deine wundervollen, leuchtenden Augen geruht haben!

Dann las sie den Brief noch einmal mit gespannter, kritisirender Aufmerksamkeit, und ein glückliches Lächeln durchstrahlte ihr Angesicht.

Nein, sagte sie, nein, er will mich nicht verstoßen. Da steht es geschrieben. „Nur noch wenige Tage, und ich und das Land werden Sie als Königin begrüßen!“ Nein, er wird nicht so grausam sein, mir erst die Krone auf's Haupt zu setzen, um es nachher mit Asche zu bestreuen! Wenn er mich vor seinem ganzen Volke, vor ganz Deutschland als seine Gemahlin, seine Königin anerkennt, dann hat er auch den ernstlichen Willen, mich niemals zu verstoßen, sondern mich immer an seiner Seite zu lassen. Oh, er weiß gewiß, wie sehr ich ihn liebe, obgleich ich niemals den Muth gehabt, es ihm zu sagen! Meine Augen, meine Seufzer haben es ihm gesagt, und er hat Mitleid mit einem armen Weibe, welches ja nichts weiter verlangt, als ihn anschauen, ihn lieben, ihn anbeten zu dürfen! Und wer weiß, ob nicht doch eines Tages diese große, wünschelose, resignirte Liebe sein Herz rührt, ob er nicht eines Tages doch sich bücken, und dieses arme Herz, das zu seinen Füßen zuckt, aufheben und an seinen Busen drücken wird. Gieb das, mein Gott, gieb das, und dann laß mich sterben!

Sie sank auf ihr Lager und drückte das Papier an ihre Lippen und flüsterte ganz leise: gute Nacht, Frederic! Mein Frederic! — Ein seliges Lächeln stand noch auf ihren Zügen, als sie schon schlief, — vielleicht träumte sie von ihm.

Bald herrschte eine tiefe Stille in dem Schlosse. Die Lichter erloschen hier und da, die Fenster wurden dunkel. Der Schlaf breitete seine Schwingen über alle diese so ungeduldig und erwartungsvoll klopfenden Herzen und fächelte sie zum Vergessen und zur friedlichen Ruhe ein.

Sie schlafen Alle! Und doch kommt gerade jetzt der lange erwartete Courier auf der Straße daher gesprengt. Jetzt passirt er die Brücke. Ihr hölzerner Boden erdröhnt unter dem Hufschlag des Pferdes, und doch hört ihn Niemand. Sie schlafen Alle so fest! Da klopft er an's Thor, laut, weithin hallend! Das ist der Bote der neuen Zeit, welche eben ihre ersten Strahlen der Morgenröthe über den dunklen Trauerflor der begrabenen Zeit ergießt! Das ist

der Herold, der den Anfang einer neuen Sonne, eines neuen Zeitalters, eines neuen Preußens verkündet.

Jetzt wird es wieder lebendig im Schloß, jetzt sieht man wieder Licht hinter den Fenstern erscheinen, jetzt rennt Alles hierhin und dorthin, über Treppen und Corridore. Jeder will der Erste sein, welcher es dem Freunde verkündet, Jeder brennt vor Begierde, sie auszuscreien, diese Jubelbotschaft: „Friedrich ist nicht mehr der Kronprinz! Friedrich ist König und Herrscher in Preußen!“

Da klopft es an Bielfeld's Thür, da weckt es ihn mit lautem Pochen und Dröhnen, und er springt empor, um dem Freunde Knobelsdorf die Thür zu öffnen.

Auf, auf, mein Freund! sagte der dicke Knobelsdorf, laut ächzend hereinstürzend. Kleide Dich an, so rasch Du kannst! Wir müssen Alle hinunter zur Königin und ihr gratuliren, wir müssen uns Alle bereit halten, sie sofort nach Berlin zu begleiten! Friedrich Wilhelm der Erste ist todt, und wir sind jetzt König in Preußen!

Ach, das ist wieder ein Märchen, sagte Bielfeld, eilig sich ankleidend. Ein Märchen, mit dem wir armen, verzagten Kinder schon zu oft eingewiegt sind, um es noch für Wahrheit halten zu können.

Nicht doch. Diesmal ist es Wahrheit! Der König ist todt, ganz todt! Jordan hat Befehl, die Leiche öffnen und einbalsamiren zu lassen! Und Du begreifst, daß, wenn der ihn erst einmal unter Händen hat, er nicht wieder ausleben wird. *)

Und Knobelsdorf lachte so herzlich über seinen Witz und warf sich dann so erschöpft auf einen Stuhl, daß er dabei den kleinen Tisch gar nicht gewahrte, der dicht daneben stand und der jetzt mit einem lauten Gepolter umfiel und zu Boden stürzte.

Ach, was thust Du! rief Bielfeld ängstlich. Du hast all' mein gestern gewonnenes Geld verschüttet und auf die Erde verstreut! Das ist aber eine zu kostbare Saat, als daß ich sie dürste liegen lassen!

*) Bielfeld. Vol. I. pag. 106.

Und er kniete sich nieder und kroch im Zimmer umher, um all' diese kleinen verstreuten Silbermünzen vom Boden aufzulesen.

Knobelsdorf riß ihn gewaltsam empor. Ist es erlaubt, sagte er fast zornig, in einem solchen erhabenen Moment an dergleichen Lappalien zu denken? Einige Zweigroschenstücke aufzuraffen, während es jetzt Ducaten auf uns herniederregnen wird? *)

Er zog den Freund mit sich fort und sie eilten hinunter in den Vorfaal, der zu den Gemächern der Kronprinzessin führte.

Der ganze Hofstaat der Königin war dort schon versammelt, und Jeder hatte seinem Gesicht einen möglichst ernsten und feierlichen Ausdruck gegeben, und sich bemüht, seine innere Freude der Wichtigkeit des Moments zu Ehren ein wenig zu cachiren.

Alles flüstert und murmelt untereinander, denn das Schlafcabinet der Kronprinzessin befindet sich nahe an dem Vorfaal und sie schläft noch.

Ja, die Kronprinzessin schläft noch, aber wenn sie erwacht, wird sie eine Königin sein!

Man muß sie wecken, um ihr das Schreiben des Gemahls zu übergeben.

Die Oberhofmeisterin von Tutsch, begleitet von den beiden Hofdamen Elisabeths, begiebt sich feierlichen Schrittes in das Schlafzimmer, wohl bewaffnet mit Riechfläschchen und krampfstillenden Salzen.

Elisabeth Christine lag noch immer schlummernd und lächelnd auf ihrem Lager. Aber in solchem gewichtigen Moment durfte man selbst den Schlaf einer Fürstin nicht heilig halten!

Die Oberhofmeisterin zog die Vorhänge auf und das eindringende, helle Licht weckte die Kronprinzessin. Sie schaute verwundert und fragend auf die Oberhofmeisterin, die sich mit tiefen, feierlichen Verneigungen dem Bette näherte.

Verzeihung, daß ich es wagte, Ew. Majestät zu wecken —

Majestät, warum nennen Sie mich Majestät? rief die Kronprinzessin lebhaft. Ist wieder ein Ochse oder ein Pferd über die verhängnißvolle Brücke gegangen?

*) Bielfeld. Vol. I. pag. 106.

Ja, Majestät, aber dies Mal war es das Pferd des Barons von Willich, welcher die Nachricht brachte, daß der König Friedrich Wilhelm gestern in Potsdam gestorben ist. — Hier, Majestät, ist ein Riechfläschchen — erlauben Sie, daß ich dieses flüchtige Salz —

Die junge Königin wehrte Beides zurück, sie fühlte durchaus nicht die Anwandlung einer Ohnmacht. Ihr Herz stand nicht still, sondern hämmerte und pochte mit glühender Gewalt in ihrer hochathmenden Brust.

Und hat der Baron von Willich keinen Brief für mich? fragte sie athemlos.

Doch, Majestät! Hier ist er!

Die junge Königin stieß einen Freudenschrei aus und zerbrach mit ungestümmter Hast das Siegel des ihr dargereichten Briefes.

Er enthielt nur wenige Zeilen, aber ihr Gemahl selber hatte sie geschrieben und sie waren für sie bedeutungsreich und inhaltschwer. Eine Zukunft voll Glanz und Glück, voll Liebe, Hingebung und Entfagung lag für sie in diesen Zeilen. — Der König rief sie an seine Seite, damit sie mit ihm zugleich die Huldigungen und Glückwünsche ihrer Unterthanen empfangen. Es ist wahr, der Brief enthielt kein einziges zärtliches oder liebevolles Wort, keinen einzigen warmen Herzschlag des Gefühls, aber der König rief sie doch zu sich, er nannte sie doch: „meine Gemahlin.“ Er dachte also nicht daran, sich von ihr zu scheiden, sie hinaus zu stoßen in Verbannung und Schmach.

Fort also, fort nach Berlin, wo ihr Gemahl sie erwartet, wo das Volk sie begrüßen wird als Königin, wo eine neue Welt, ein neues Leben sich vor ihr entrollen wird, eine Welt des Glanzes, der Pracht, ein Leben voll stolzer Genüsse und verschwiegener Seligkeit. Denn Elisabeth wird Königin sein und die Gemahlin Friedrichs, des schönen, des glänzenden und bezaubernden Friedrichs!

Auf denn nach Berlin! Die Equipagen stehen schon im Hof, die Pferde scharren und wiehern, die Dienerschaft läuft hierhin und dorthin, die sonst so stillen Säle hallen wieder vom Geräusch der Stimmen, Alles ist Bewegung, Unruhe und wilder Hast.

Im Musiksaal empfängt die Königin die begeisterten Glückwünsche ihres Hofes. Alle Gesichter strahlen vor Entzücken und Wonne. Jeder sieht eine glanzvolle Zukunft vor sich, jedes Herz klopft in Hoffnung und Erwartung.

Fort also, fort nach Berlin, wo eine neue Sonne aufgegangen ist, fort zu dem Gemahl, dem König Friedrich dem Zweiten!

XVI.

Der Tag der Ungnade und der Gnade.

Die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten. Die Garnison von Berlin leistete den Eid der Treue, wie es die Garnison von Potsdam schon am Tage zuvor gethan.

Der junge König empfing im weißen Saale die erste große Cour. Aus allen Provinzen, aus allen Städten, von allen Corporationen waren Deputationen herbeigeeilt, um den König zu sehen, den lang Ersehnten, den lang Erhofften, den Befreier von Bedrängniß, Knechtschaft und Noth. — Entzücken und reine, ungetheilte Freude herrschte überall, und wer dieses strahlende, von reiner Begeisterung leuchtende Antlitz des jungen Königs sah, der fühlte, daß für Preußen in der That eine neue Zeit beginnen werde. — Aber wer war berufen, das Rad dieser neuen Zeit mit in Bewegung zu setzen? Wen wird der König auswählen zu seinen Freunden und Dienern, wen wird er verstoßen, an wem wird er sich rächen?

Denn Viele sind da in diesem weißen Saale, welche dem Kronprinzen, sei's auch auf Befehl des Königs, oft bitteres Leid und bittere Kränkung zugesügt, Viele sind da, welche ihn gedemüthigt, sein Vertrauen gemißbraucht, ihn verleumdet und oft genug den Zorn seines Vaters gegen ihn aufgestachelt haben.

Wird der König dessen gedenken, jetzt, da er die Macht hat, zu strafen und Rache zu üben?

Viele waren zitternd vor Angst in den weißen Saal getreten, scheu und schüchtern hielten sie sich in der Ferne, froh, wenn das Auge des Königs sie nicht traf und sie unbemerkt in irgend eine Fensternische sich zurückziehen konnten.

Aber dem scharfen Blicke des Königs entging nichts, er hatte sehr wohl die Gruppe dort drüben im Fenster bemerkt, er hatte sehr wohl ihre unruhigen, verstörten, angstvollen Blicke gesehen.

Ein mitleidsvolles, gütiges Lächeln glitt über seine edlen Züge hin und ein Ausdruck unendlicher, erhabener Milde strahlte von seinem Antlitze, als er jetzt mit hochgehobenem Haupte sich diesen Männern näherte, welche mit dem Instinct einer gemeinsamen Gefahr sich einander genähert hatten, und schweigend, dicht zusammengedrängt ihr Schicksal erwarteten.

Wer wohl hatte Friedrich so oft und so schwer gekränkt, als der Oberst von Derschau? Wer hatte in den Tagen schweren Leides und herben Wehes so oft ihn verhöhnt, so bitter ihn verfolgt, mit so schonungsloser Härte die Befehle des Königs gegen seinen Sohn ausgeführt? Derschau war es gewesen, welcher mit Grumfrow zusammen das erste grausame Verhör mit dem „Hauptmann Fritz“ vorgenommen und ohne Mitleid ihm die harten und drohenden Worte des Königs hinterbracht hatte. Derschau war es gewesen, der am Abend in das Gefängniß des Kronprinzen eintrat, mit einem kalten Lächeln ihm das Licht auslöschend, bei welchem der arme Gefangene eben las, und ohne ein einziges kleines Wort der Entschuldigung nur gesagt hatte: „der König will es so haben! Der König hat es befohlen!“

Damals hatte der „Hauptmann Fritz“ geweint vor Zorn und Schmerz, damals hatte er geschworen, Rache zu nehmen an diesem grausamen Manne.

Ob der König jetzt dessen gedenken wird, was der Hauptmann Fritz geschworen?

Er stand jetzt dicht vor dem Obersten. Sein klares Auge war

mit einem feltfamen, traurigen und liebevollen Blick zugleich auf diesen Mann gerichtet, der ihm so viel Weh bereitet, ihm so viel Qual auferlegt und der jetzt gesenkten Hauptes mit niedergeschlagenen Augen und hochklopfendem Herzen vor ihm stand.

Plötzlich, mit einer raschen Bewegung streckte der König seine Hand aus und sagte milde: guten Tag, Derschau!

Es war das erste Mal seit sieben Jahren, daß Friedrich zu ihm sprach, und dieser sanfte und milde Gruß rührte und erschütterte des Obersten Herz. Er neigte sich nieder auf die dargereichte Hand, und indem er sie küßte, fiel eine heiße, brennende Thräne aus seinen Augen auf diese Hand nieder.

Oberst von Derschau, sagte der König, Sie sind meinem Vater stets ein treuer und gehorsamer Diener gewesen, Sie haben in Allem pünktlich seinen Willen befolgt und ihm einen willenlosen Gehorsam dargebracht. Dem Sohne steht es zu, die treuen Diener seines Vaters zu belohnen. Sie sind von heute an General-Major!

Dann wandte der König sich um und wie sein Blick sich jetzt auf den Geheimrath von Eckert richtete, war er nicht mehr milde und versöhnend, sondern hart und strenge.

Ist das Wappen schon über dem Hause in der Jägerstraße aufgerichtet? fragte er strenge, und als Eckert verneinte, fuhr der König fort: so rathe ich Ihm, dasselbe nicht aufrichten zu lassen! Dieses Haus ist königliches Eigenthum und ich will nicht, daß es durch eine solche Albernheit verunstaltet werde. Geh' Er nach Hause. Ich werde Ihn meine Befehle wissen lassen!

Bleich, zerbrochenen Herzens schlich der Geheimrath von Eckert sich fort, Hohn Gelächter und halbblautes Gemurmel begleiteten ihn auf seinem Wege durch die Säle, Keiner hatte für ihn ein Wort des Bedauerns, des Mitleids. Keiner erinnerte sich jetzt noch der so oft beschworenen Freundschaft, der so dringend wiederholten Zusicherungen der Ergebenheit und Dankbarkeit.

So durchschritt er die Säle, gebeugten Hauptes, zerknirscht und zitternd. Wie er sich der Ausgangsthür nähete, trat der Baron von Pöllnitz zu ihm heran. Ein wildes, höhnisches Lächeln schwebte um

seine Lippen und seine Blicke verriethen jetzt all' den Haß, den er so oft hatte verschleiern und verbergen müssen.

Nun, sagte er langsam, werden Sie mir jetzt den versprochenen Wein aus Ihrem Keller senden? Sie wissen doch? Aus den Kellern Ihres Hauses in der Jägerstraße, zu welchem ich Ihnen das Wappen erfinden mußte? Ach, das waren schöne Tage, mein lieber Geheimrath! Sie haben mir oft ein Paroli gebogen, mich oft verleumdet und mir Scheltworte vom König zugezogen. Aber ich habe doch Grund, Ihnen dankbar zu sein. Denn dieses Haus, welches Sie da in der Jägerstraße gebaut haben, ist sehr stattlich und hübsch, groß genug, selbst für einen Cavalier, wie ich es bin. Sie haben es außerdem auf Rechnung des Königs so glänzend und mit wahrhaft fürstlicher Eleganz eingerichtet, daß es selbst für einen Cavalier ganz passend und bequem ist. Erinnern Sie sich noch meiner Beschreibung von dem Hause eines Cavaliers? Der König nannte es damals ein spanisches Lustschloß, aber Sie, lieber großmüthiger Mann, haben aus meinem Lustschloß eine Wirklichkeit gemacht, und jetzt, da es vollendet und Alles eingerichtet und bereit ist, jetzt wollen Sie in Ihrem Edelmuth dieses schöne Haus mir überlassen und mich zu Ihrem Erben einsetzen? Denn Sie wissen doch, mein lieber Eckert, daß der Geheimrath Eckert gestorben ist und nur der Kaminbauer Eckert noch lebt? Ach, aber selbst der geschickte Kaminbauer darf in Berlin nicht weilen und muß zwanzig Meilen von der schönen Residenz entfernt bleiben. Aber nicht wahr, wenn einer meiner Kamine raucht, dann darf ich Ihnen einen Boten senden, und dann kommen Sie, den Schaden wieder gut zu machen? Versprechen Sie mir das?

Eckert murmelte einige dumpfe unverständliche Worte und suchte Böllnitz von der Thür fortzudrängen, vor welcher der grausame, unerbittliche Hofherr sich wie der Engel mit dem rächenden Schwert aufgestellt hatte.

Sie wollen gehen? sagte er freundlich. Ohne Zweifel sind Sie neugierig auf das königliche Schreiben, welches zu Hause Ihrer wartet? Aber ich kann Ihnen den Inhalt desselben ganz genau angeben.

Sie werden Ihrer Aemter und Würden verlustig erklärt und aus Berlin verbannt, das ist das Ganze. Der König hat Sie also begnadigt, wie Sie sehen! Er hätte Sie hinrichten oder auf Lebenslang nach Spandau schicken können, aber er wollte seine Thronbesteigung nicht mit Ihrem Blute entweihen, deshalb hat er Sie begnadigt.

Lassen Sie mich fort, ich erstickte sonst! leuchtete Eckert, zitternd und leichenblaß.

Pöllnitz hielt ihn noch immer zurück. Aber wissen Sie denn nicht, guter Mann, daß drunten auf dem Schloßhof Tausende von Menschen stehen? Können Sie nicht bis hierher ihr Jauchzen und Schreien vernehmen? Nun, dieses Jauchzen und Hurrahrufen würde sich in ein Gebrülle der Wuth verwandeln, wenn das Volk Sie sähe, mein lieber Eckert, und in seinem Zorn möchte es Sie als einen guten Braten betrachten, um damit seinen Hunger zu stillen. Denn Sie wissen doch, daß das Volk hungert, Sie, welcher die königlichen Kornspeicher füllte und dann große Schlösser und Riegel vor die Thüren legte, damit das Volk in seines Hungers Verzweiflung diese Thüren nicht sprengen sollte. Sie, welcher dennoch dem König immer schwur, daß das Volk genug habe um zu leben und seines Korns nicht bedürfe und seiner Hülfe. Ach, hören Sie, das Volk jauchzt schon wieder! Ich halte Sie nicht mehr zurück. Gehen Sie hin und sehen Sie, wie glücklich das Volk ist, denn der junge König hat befohlen, die Kornspeicher zu öffnen, der König hat unter die Soldaten, welche schon seit drei Tagen kein Brot mehr gehabt, Brot vertheilen lassen und die Accise für Mehl auf einige Monate aufgehoben *). Gehen Sie, Eckert, gehen Sie, um zu sehen, wie glücklich das Volk ist!

Mit einem wilden Fluch stürzte Eckert von dannen. Pöllnitz blickte ihm mit einem spöttischen Lachen nach. Die Rache ist doch süß, sagte er dann hoch aufathmend. Er hat mich oft gekränkt, jetzt habe ich es ihm mit Wucherzinsen zurückgegeben. Er ist hin und

*) König: Historische Schilderungen von Berlin. Theil 5. Bd. I, pag. 4.

verloren! Wäre nur erst sein Haus gewonnen! Ich muß es haben, ich will es haben. Oh, und ich werde mich dem König unentbehrlich zu machen wissen! Ich werde schmeicheln und lobpreisen, ich werde die geheimsten seiner Wünsche belauern und unausgesprochen sie erfüllen, ich werde ihn zwingen mich zu seinem Vertrauten, seinem *maitre de plaisir* zu machen. Ja, ja, das schöne Haus in der Jägerstraße wird mir gehören! Das habe ich mir geschworen und Fredericksdorf hat mir seinen Beistand zugesichert. Und jetzt zum König! Ich muß sehen, ob dieses junge Königskind wirklich, wie der Herkules in der Wiege, schon am ersten Tage seiner Geburt Schlangen zu zerreißen versteht, oder ob er nicht auch nur eben ein König ist, wie alle Könige. Das heißt, der Schmeichelei zugänglich, eitel und stolz, und kein Gesetz über sich wissend und anerkennend als seinen eigenen Willen, und sein *bon plaisir*? Aber horch, ist das nicht die Stimme des Königs? Zu wem spricht er denn jetzt?

Herr von Pöllnitz eilte weiter in den nächsten Saal. Da stand der König in der Mitte seiner Minister und einer Deputation des Magistrats von Berlin, im Begriff sie zu entlassen.

Ich befehle Ihnen, schloß der König so eben seine Anrede an die Minister, ich befehle Ihnen, so oft Sie es nöthig halten, gegen meine Befehle und Anordnungen, Einwendungen und Vorstellungen zu machen, und bei deren Wiederholung nicht zu ermüden, wenn ich jemals unglücklicherweise das Wohl meiner Unterthanen aus den Augen verlieren sollte! Denn ich will, daß künftig, wofern etwa mein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten meiner Lande zuwider erscheinen möchte, alsdann dieses Letztere jederzeit vor dem Erstem den Vorzug erhalten soll! *)

Ah, es wird sehr schwer sein, dieses Herkuleskind zu zähmen, murmelte Pöllnitz, dem König nachblickend, welcher eben den Saal verlassen hatte. Die Schlangen, mit denen wir ihn umwickeln wollen,

*) Des Königs eigene Worte. Preuß, Jugendgeschichte Friedrich des Großen, pag. 325.

müssen sehr stark und sehr verführerisch sein, wenn er sie nicht zerreißen soll! Nun, glücklicher Weise kennen Frederisdorf und ich einige dieser Schlangen, und wir werden Sorge tragen, daß er sie auf seinem Wege findet! —

Der König indessen hatte die großen Empfangssäle verlassen und sich in seine Privatzimmer zurückgezogen, wo die Freunde und Vertrauten ihn erwarteten und mit hochklopfendem Herzen seines Kommens harreten. Sie waren Alle bereit, den goldenen Regen aufzunehmen, der sich ohne Zweifel jetzt über sie ergießen mußte, sie waren Alle überzeugt, daß der junge König ein wenig von dem Purpurmantel, der jetzt seine Schultern bedeckte, auch auf ihre Schultern legen würde, daß er sie allein dazu ausersehen, ihm die Last seiner Königskrone und seines goldenen Scepters tragen zu helfen; sie träumten Alle von Ministerportefeuilles und Gesandtschaften, von Generals-Epauletten und Präsidentschaften.

Als der König jetzt in ihre Mitte trat, empfingen sie ihn mit lauten Freudenrufen, eilte Markgraf Heinrich, der oftmalige Genosse der zwanglosen Feste in Rheinsberg, auf den König zu, um ihm beide Hände entgegenzustrecken, und mit frohen, heitern und witzigen Worten als den lieben Gärtner von Rheinsberg zu begrüßen.

Aber Friedrich reichte ihm nicht seine Hand dar, er lächelte nicht. Den Markgrafen mit strengen Blicken ansehend, trat er einen Schritt zurück und sagte ernst: „Monsieur, jetzt bin ich König“ *)!

Und wie er das Erstaunen und die Ueberraschung in den Mienen all' dieser eben noch so zuversichtlichen und lächelnden Freunde las, fuhr er mit einem freundlichen Lächeln fort: wir sind jetzt nicht mehr in Rheinsberg! Dort gilt der schöne Spruch des Horaz: „süß ist albernes Thun zur Zeit!“ Dort bin ich der Gärtner und Freund! Hier aber bin ich der König, und hier müssen wir Alle arbeiten und schaffen, und ein Jeder muß seine Kräfte anstrengen, und in den Diensten, die er dem Staate leistet, ein Zeugniß ablegen vor dem

*) Preuß, Jugendgeschichte Friedrich des Großen, pag. 321.

Volke, damit es sehe, weshalb der König ihn zu seinem Freunde erwählte!

Und werde auch ich der Gnade theilhaftig werden, mich zu den Freunden des Königs zählen zu dürfen? fragte der alte Fürst von Anhalt-Deßau, welcher eben mit seinen beiden Söhnen in den Saal getreten war und die letzten Worte des Königs gehört hatte. Wird Ew. Majestät auch mir und meinen beiden Söhnen die Gunst erhalten, welche der hochselige König mir so lange und glückliche Jahre bewiesen hat? O, Majestät, ich flehe um Ihre Gnade, ich beschwöre Sie, mir und meinen Söhnen gnädig zu sein, und uns das Ansehen und den Einfluß zu lassen, dessen wir bisher genossen!

So sprechend, beugte der alte Fürst laut weinend sein Knie vor seinem jugendlichen Monarchen. Der König wiegte sinnend sein Haupt, und ein Lächeln umspielte seine Lippen. Er reichte dem Fürsten seine Hand dar und hieß ihn aufstehen. Ich werde Ihnen gerne Ihre Aemter und Stellen lassen, sagte der König, denn ich bin gewiß, daß Sie mir ebenso treu und eifrig dienen werden, wie Sie es meinem Vater gethan! Was aber das Ansehen und den Einfluß betrifft, den Sie zu haben wünschen, so will ich Ihnen Allen sagen, daß unter meiner Regierung Niemand Ansehen haben wird als ich allein, und daß Niemand, selbst mein bester Freund nicht, Einfluß auf mich haben wird *).

Die Freunde aus Rheinsberg sahen sich verstohlen und erbleichend einander an und senkten traurig ihre Häupter. Niemand lächelte mehr, Niemand hatte noch Lust zu scherzen. Eine kalte eisige Hand war über ihre hochklopfenden Herzen hingefahren und hatte die Schwingen ihrer Hoffnung gelähmt!

Der König schien es nicht zu bemerken. Er näherte sich seinem Freunde Jordan, und seinen Arm nehmend, zog er ihn in eine Fensternische, wo er lange und angelegentlich mit ihm sprach.

Die Höflinge und Günstlinge sahen mit neidischen Blicken hinüber nach dem bevorzugten, glücklichen Freunde, und beobachteten jede

*) Des Königs eigene Worte.

Miene, jede Mißance in dem Mienenspiel des Königs und seines Freundes. Aber des Königs Gesicht blieb immer nur ruhig und gleichmäßig, und auf Jordan's Antlitz strahlte nicht die Verklärung der Freude, sondern eine leise, schmerzliche Verwunderung zog wie eine Wolke darüber hin.

Jetzt trat der König aus der Fensternische zurück und winkte Bielsfeld zu sich. Auch mit ihm sprach er lange und angelegentlich, um ihn dann zu entlassen und mit Chazot sich zu unterreden. Zuletzt nahm er den Arm des Grafen von Wartensleben und ging plaudernd mit ihm auf und ab. — Des Grafen Antlitz strahlte vor Vergnügen, aber die Gesichter der übrigen Höflinge waren ernst und finster. Mit Keinem von ihnen hatte er so lange gesprochen, wie mit dem Grafen, Keinen von ihnen hatte er so am Arm gefaßt und so vor Aller Augen seine Zärtlichkeit und Liebe gezeigt.

Es war also klar, der Graf von Wartensleben war von heute an der erklärte Liebling des Königs, er hatte sie Alle aus dem Felde geschlagen.

Der junge König hatte alle diese Empfindungen, alle diese Regungen des Neides, der Bosheit, der Trauer und des Zornes in den Mienen seiner Freunde gelesen. Er kannte sie Alle zu gut, er hatte sie Alle zu lange beobachtet, um nicht auf ihren Gesichtern ihre Gedanken lesen zu können. Es hatte ihn ergötzt, ein wenig zu spielen mit den kleinlichen, in Eigensucht, Neid und Haß befangenen Menschen-seelen; er hatte den Freunden eine Lehre geben, sie von ihrer erträumten Höhe ein wenig zu der Wirklichkeit herniederziehen wollen. Jetzt aber, nachdem der Graf ihm als Werkzeug gedient, jetzt mußten auch ihm die Flügel gelähmt, auch seine hochbrausenden Wellen des Ehrgeizes mit dem Del der Enttäuschung gedämpft werden.

Ja, ich bin jetzt der Herr eines Königreichs, sagte der König jetzt. Ich habe eine schöne Armee und einen wohlgefüllten Schatz. Sie zweifeln gewiß nicht, daß es mein höchstes Bestreben sein wird, meinen Staat blühend zu machen, den guten Ruf meiner Armee zu erhalten und einen guten Gebrauch von meinen Reichthümern zu machen. Das Geld ist da, um zu circuliren und angewandt zu werden. Das

Geld ist da, um Diejenigen zu belohnen, welche dem Vaterlande gute Dienste leisten, aber es ist auch vor allen Dingen für Diejenigen da, welche wahrhaft meine Freunde sind!

Das Antlitz des jungen Grafen strahlte vor Entzücken. Ueber des Königs Gesicht fuhr, als er dies sah, ein spöttisches Lächeln und seine Augen bligten höher auf.

Aber ich werde natürlich darin zu unterscheiden wissen, fuhr der König fort, und wer von meinen Freunden des Geldes nicht bedarf, wird es nicht bekommen. Sie, zum Beispiel, mein lieber Graf, Sie, der Sie außerordentlich reich, und dabei so außerordentlich sparsam sind, Sie werden sich immer an meiner Liebe genügen lassen müssen, denn Sie werden von mir natürlich niemals auch nur einen Thaler bekommen *).

So sprechend nickte er dem Grafen freundlich zu und ging in das nächste Zimmer, dessen Thüre er hinter sich schloß.

Stumm und staunend sahen sich die Freunde an, nachdem der König sie verlassen hatte. Jeder betrachtete den Andern als den beglückten, bevorzugten Rivalen, Jeder glaubte in dem Andern zu sehen, was er selber nicht geworden: machtvoller Günstling, Minister oder General. Jeder fühlte daher die Liebe zu dem Andern ein wenig erkaltet, und verwünschte den Freund, der ihm hindernd im Wege gestanden.

Jordan war der Erste, welcher das Schweigen brach. Mit einem wehmüthigen Lächeln reichte er Bielsfeld die Hand dar.

Es soll nicht gesagt werden, sagte er, daß getäuschte Hoffnungen auch die Enttäuschung der Herzen nach sich ziehen müßten und daß der Neid uns blind machen könnte gegen die Vorzüge unserer Freunde. Ich liebe Sie gerade um Ihrer Vorzüge und Talente willen, und ich begreife es daher vollkommen, daß der König Sie mir vorzieht! Nehmen Sie also meinen Glückwunsch und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen Ihr Glück von Herzen gönne.

Bielsfeld sah ihn erstaunt an. Mein Glück? fragte er lächelnd. Theuerster Freund, an diesem Glück ist nichts zu beneiden, und was

*) Thiébault II, pag. 50—51.

meine Erhöhung anbetrifft, so ist sie in der That so unmerklich, daß man sie kaum gewahr werden kann. Der König hat mir gesagt, daß er mich für die diplomatische Carriere bestimmt hätte, allein daß ich dazu erst einiger Lehrjahre bedürfe. In dieser Absicht habe er mich außersehen, den Gesandten, Grafen Truchseß, nach Hannover zu begleiten. Wenn ich von dort zurückkäme, würde er mich weiter befördern. Das ist meine ganze Erhöhung, und Sie müssen gestehen, das heißt einen etwas kleinen Anfang machen! *) — Aber Sie, lieber Jordan, welche wichtige Stelle haben Sie erhalten? Denn ohne Zweifel hat der König Sie, seinen liebsten Freund, vor uns Allen bevorzugt, und das mit vollem Recht! Sagen Sie also, was sind Sie?

Ja, was sind Sie? fragten und riefen die andern Cavaliere eifrig durcheinander. Sind Sie Staatsrath geworden? Sind Sie Minister der geistlichen Angelegenheiten?

Was ich bin? fragte Jordan lächelnd. Ich will es Ihnen sagen, meine Freunde, ich bin nicht Minister der geistlichen Angelegenheiten geworden und nicht Staatsrath, ich bin, — ach, Sie errathen es nimmermehr, was ich geworden — ich bin — Director der Armenpolizei geworden. Ich soll die Straßen Berlins von dem lästigen Bettelvolk reinigen, und ein Arbeitshaus für die Armen und Bettelnden anlegen. **) Nun, meine Freunde, finden Sie mich noch beneidenswerth?

Alle schwiegen, und wiegten sinnend und trübe das Haupt. Dann richteten sich Aller Blicke auf den Grafen Wartensleben.

Also Sie, lieber Graf, Sie sind der Beglückte?

Sie haben den goldenen Apfel abgeschossen?

*) Bielfeld. Vol. I. pag. 129.

**) Preuß, Jugendgesch. 323. „Jordan miethete für dieses vom König befohlene Armeninstitut ein Haus am Platz von Belle-Alliance, welches dem Fleischergewerk angehörte und als Zeichen dessen einen Ochsenkopf führte, welcher Name durch den Volkswitz gleichbedeutend mit Arbeitshaus blieb, selbst dann noch, als diese Anstalt aus diesem Hause verlegt, und für dieselbe auf dem Alexanderplatz ein eigenes Gebäude errichtet ward.“

Sie halten das ersehnte Portefeuille in Händen?

Ich? rief der Graf halb ärgerlich, halb belustigt. Ich halte gar nichts in Händen und werde niemals etwas in Händen halten. Wollen Sie wissen, was mir der König gesagt hat? Er hat mir höchst ernstlich und feierlich versichert, daß ich reich genug wäre, und er mir daher niemals auch nur einen Thaler geben würde!

Jetzt brachen Alle in ein fröhliches Gelächter aus. Gestehe wir, sagte Baron Bielsfeld lachend, gestehen wir, daß wir da heute ein wundervolles Lustspiel aufgeführt haben, ein Lustspiel, welches Molière geschrieben haben könnte, und welches den Titel führen müßte: la Journée des Dupes. — Nun, da wir Alle nichts Besonderes geworden sind, so wollen wir Alle zufrieden sein, und uns recht herzlich lieben. — Aber hören Sie nur! Der König spielt die Flöte! Ah, wie weich und schön das klingt! Lassen Sie uns zuhören!

Ja, der König blies die Flöte. Er verjagte mit diesen harmonischen Klängen die bösen Geister der Langeweile, und der zwangvollen Etiquette, welche ihn heute heimgesucht. Er blies die Flöte, um wieder Er selbst zu werden, um wieder eine heitere Stirn, und ein heiteres Herz zu haben.

Bald aber legte er die Flöte bei Seite. Denn sein Auge heftete sich auf jenen mit uneröffneten Briefen und Papieren bedeckten Tisch dort. Er mußte alle jene Briefe und Papiere noch selbst lesen, selbst beantworten. Er allein. Denn Niemand sollte für ihn arbeiten, sondern Jeder nur durch ihn, Niemand sollte an seiner Statt decretiren und befehlen. Von ihm sollte Alles ausgehen, er wollte die Seele und das Herz sein seines Staates.

Er hatte also nicht mehr Zeit, die Flöte zu blasen, er mußte arbeiten, denn er war ein König, das heißt der erste Diener, der erste Arbeiter und Verwalter eines Volkes und eines Landes.

Er erbrach die Briefe und las sie und schrieb die Antwort an den Rand jedes dieser Papiere, damit die Kabinetsscretaire sie weiter ausführen und der Form gemäß schreiben sollten.

Jetzt war die Arbeit bald zu Ende. Dieses Papier mit dem großen Siegel, das er jetzt öffnete, das war für heute das letzte.

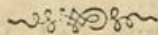
Es war ein Schreiben vom geistlichen Departement, welches berichtete, daß durch die, in Berlin geduldeten römisch-katholischen Schulen viele Einwohner Berlins vom Protestantismus zum Katholicismus verleitet würden. Das geistliche Departement fragte also an, ob es nicht besser sei, die katholischen Schulen aufzuheben und zu schließen?

Ein mitleidiges Lächeln flog durch die Züge des Königs, als er das las. Und sie sagen, sie glauben Alle an einen Gott, sagte er, und ihre Pfaffen predigen christliche Duldung und christliche Liebe und wissen doch selber nichts davon. Sie haben Alle nicht Gott, sondern nur die Kirche vor Augen. Unduldsam sind sie in ihrem Herzen, hochmüthig und voll Tücken. Aber ich werde sie beugen und ihre angemessene Macht brechen. Mein ganzes Leben wird ein Kampf sein mit den Pfaffen. Sie werden mich verhöhnen und verfeuern, immerhin! Mag die Kirche wider mich sein, wenn nur mein Gewissen mich frei spricht! — Nun, wir wollen den Krieg beginnen, und was ich jetzt schreibe, wird wie ein Lärmsignal mitten in das fromme Pfaffenlager hineinfahren!

Er nahm die Feder wieder zur Hand und schrieb als Antwort an das geistliche Departement an den Rand des Papiers: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn in meinen Landen muß ein Jeder nach seiner Fagon selig werden.“ *).

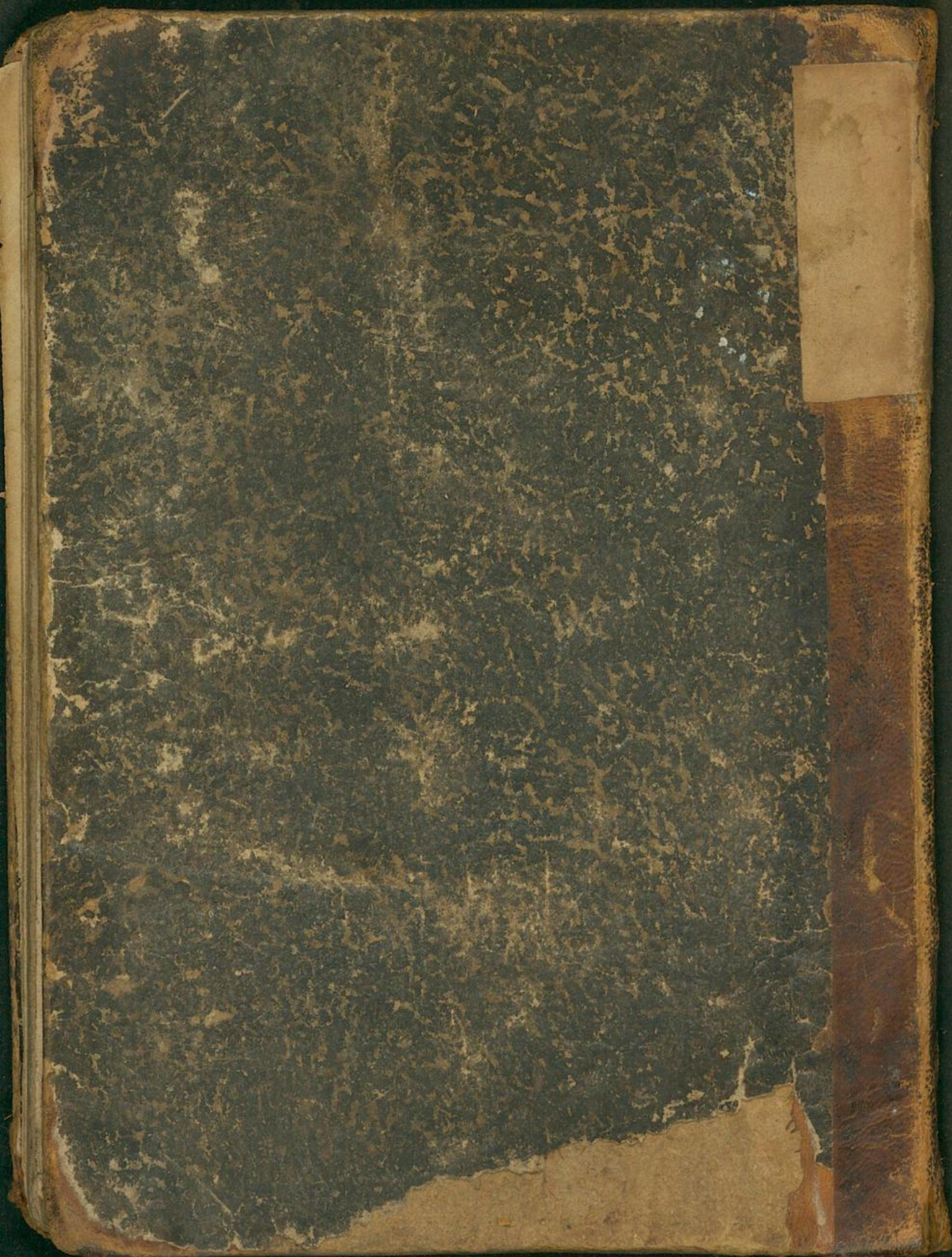
*) Büsching: Charakter Friedrich des Zweiten, pag. 152.

Ende des ersten Bandes.



E. 20/11. 1864. G.

Dec 24/11 1864. G.



Ott

